

Ahnenliste,  
gezeichnet von Martin Leiberich

## Die Familie der Mutter

Der Urgroßvater von Maria Dorothea – Michael Gleiser – war Zimmermann in Straßdorf bei Schwäbisch Gmünd gewesen. Sein Sohn Christoph hatte das Schneiderhandwerk erlernt und war – offensichtlich auf der Wanderschaft – in Untergruppenbach bei Heilbronn hängengeblieben. Seine Frau Anna Dorothea war die Tochter des dortigen „Rathsverwandten“, also eines Gemeinderats, Andreas Schäfer. Den Sohn, auch ein Schneider, verschlug es nach Markgröningen. Er heiratete hier Katharina Margretha Theilacker, die Tochter eines aus Schnaitheim/Brenz gebürtigen Hufschmieds. Nur dessen Frau Katharina Margretha geb. Ratzel, eine Bäckerstochter, war eine eigentliche Markgröningerin. Die Familie ihres Vaters zumindest war schon über 100 Jahre hier ansässig, ihre Mutter allerdings war eine Besigheimer Bürgerstochter.

Vielleicht ist es dieser bunten Mischung an Vorfahren zuzuschreiben, daß aus dem kleinen Frieder Flander so ein fixes Bürschlein wurde, das trotz der armseligen Voraussetzungen, dank einer überdurchschnittlichen Begabung und nicht ermüdendem Fleiß und Zähigkeit den Aufstieg schaffte. Seine herzerfrischend geschriebene „Lebensgeschichte“ beleuchtet gleichzeitig das Leben in unserer Stadt im ausgehenden 18. Jahrhundert.

## Lebensgeschichte

eines übrigens höchst unbedeutenden Mannes von dem 6. bis ins 28. Jahr seines Alters

27. Dezember 1803

*Der Verfasser benachrichtigt den Leser, daß er seine Geschichte in zwei Tagen und zwei halben Nächten schrieb, mithin weder eine logisch richtige, noch eine schön stylisierte Arbeit in dieser kurzen Zeit verlangt werden kann, auch hat er weder ein Tagebuch, noch irgend etwas aufgezeichnet, sondern bloß sein Gedächtnis zu Hilfe genommen*

*Wer an der Wahrheit der Geschichte zweifelt, dem stehen alle Zeugnisse zu Dienst, welche er während seiner Studienlaufbahn sammelte, auch sind gute und schlechte Personen namentlich angeführt, und die Ersteren noch bei Leben, wo der Verfasser sich auszusprechen erbieht, indem er Niemand fürchtet als Gott!*

*Dr. Johann Friederikus Flander*

In einer schlaflosen Nacht, warum sie es war, weiß ich nicht, wenigstens waren's keine Gewissensbisse, die meinen Schlaf störten, überdachte ich ungefähr eine Reihe von 22 Jahren, in welchen ich mich seit dem 6. Jahr, teils leidend, teils handelnd, erblickte.

Sonderbar, je früher ich mich in dieselben Jahre hineindenke, desto größer war der Druck, unter dem ich lebte, je weiter vorwärts, um so freier fühlte ich mich. Ein Mißverhältnis zwischen meinem Alter und Schicksalen, daß ich noch nicht begreife, welch sorgende Hand mir

ihren wohlthätigen Schutz verlieh, und in meiner Lage mich nicht zum Schurken oder zum stupidesten Menschen werden ließ.

Gott verzeihe, wenn ich so Deine weise Führung mißkenne, und nicht augenblicklich Dich als den allgütigen Vater daran erkenne, der selbst verlassener junger Raben, dessen lieblose Eltern sie verließen, sich annimmt, dessen Eltern sie aus Gailheit oder Raublust, unbekümmert, ob ihr Geschlecht aussterbe oder nicht, dem Hunger preisgaben, ja Du lässest Spinnen ob ihrem Neste wachen, in welchem Gewebe sich Insekten fangen, die den Schuldlosen als Nahrung von Dir zukommt.

Mich, großer Weiser, hast Du nicht Rabeneltern preisgegeben, nein, – zwar gab mich Deine Vorsicht armen Eltern, aber so groß ihre Armut, so groß waren ihre physischen Kräfte, um die Produkte ihrer Liebe zu ernähren.

Gütiges Wesen! In diesem Augenblick fühle ich im ganzen Umfang Deine Macht und Weisheit! Mit innigstem Dankgefühl erhebe ich mein Herz zu Dir, daß Du mir sie erhalten hast, damit ich jetzt ihr Alter durch eine reiche Unterstützung würzen kann!

Ich unterstütze sie nicht mit meinem sauren Schweiß, wie sie mich, nein, ich bin durch Deine Vorsehung zum Arzt geworden! Diese schöne Wissenschaft macht mich doppelt glücklich, da es mir ein Leichtes ist, durch einen guten Einfall mehr zu verdienen, als meine Eltern durch wochenlange harte Arbeit!

## Geschichte

Das 6. Lebensjahr meines Alters ist's, von welchem ich mir die verschiedenen Begebenheiten meines Daseins erinnere.

Nemlich zu der Zeit war meine lb. Mutter in den Sonntag-Nachmittagsstunden mit mir beschäftigt, um mir das ABC-Buch zu erklären, und als Nachtrab ein Kapitel aus der Geschichte des Joseph oder des Tobias vorlas. Ich hörte, trotz meiner ziemlich unartigen Gesellschaft von Bauernbuben meines Alters, fleißig zu, umsomehr, als mein Vater auch manchmal in der Gegenwart mit meinen übrigen jungen Schwestern, die er immer mehr liebte als mich, mir mit drohendem Blick Aufmerksamkeit gebot, oder mir bei einem guten Einfall über die Geschichte ein äußerst kleines Lob zunickte.



Selige Stunden ganz in dem Stande der Natur, – erblicke ich mich jetzt darinnen! Denn nach einer solchen Lektion hatte ich damals kein Jahr mehr die Freiheit, mit meinen Kameraden Vogelnester suchen zu dürfen, oder wenn ich im Besitz von jungen Vögeln war, dieselben vor dem Raub der Katzen zu schützen und als Belohnung meines Fleißes von meiner Mutter süße Milch und Brot zum Futter derselben zu erhalten.

Damals war mir's gleich, ob mein Vater ein Regierungsrat oder ein Tagelöhner sei, denn ich fühlte ja die warme Freude der Natur, hatte hinlänglich zu essen, ich beneidete selbst des Herrn Special Söhne um nichts, als um ihre hübschen, mit Gemälden versehenen Bücher. Ich hatte sie auch um nichts zu beneiden, von Natur aus stark, war ich mit meinen Bauernka-

Hier läßt Flander sein Gedächtnis ein bißchen im Stich. Er verwechselt nämlich den Knabenschulmeister mit dem Mädchenschulmeister. Der, den er so fürchtete, hieß nicht Schmidt, sondern Georg Christoph Wild „Schulmeister bei allhiesiger Knaben-Schule“. Er stammte aus „Waltbach, Lichtensterner Closter amts“ in der Löwensteiner Gegend und hatte am 27 octobris 1750 die Jungfer Maria Elisabeth, Tochter des Kronenwirts Johann Bernhard Trautwein, geheiratet.

meraden imstande, ihnen auf jeden Fall die Stirne zu bieten, und als behender Steiger und Vogelnestsucher teilten sie mit mir alles, was sie selbst hatten, selbst ihren nützlichen Hauslektionen wohnte ich im Hause des Stadtschreibers manchmal bei, wenn nicht die ziemlich böse Stadtschreiberin mit ihrer Stimme sich hören ließ, welche immer auf den armen Flander, weil er natürlich zerrissene Beinkleider hatte vom Erklettern der Bäume, schimpfte, wo ich dann das Hasenpanier ergriff und die Kameraden in einem Winkel des Hofes erwartete.

So verstrich die Zeit von einem halben Jahr, als der hochgelahrte Herr Schulmeister Schmidt von Markgröningen einen Boten nach dem andern schickte und meinem Vater bei Strafe bedeuten ließ, seinen jungen Teufel von Buben in die Schule zu schicken, damit ihm doch ja alle Quartal ein Zwölfer Schulgeld mehr zufließe.

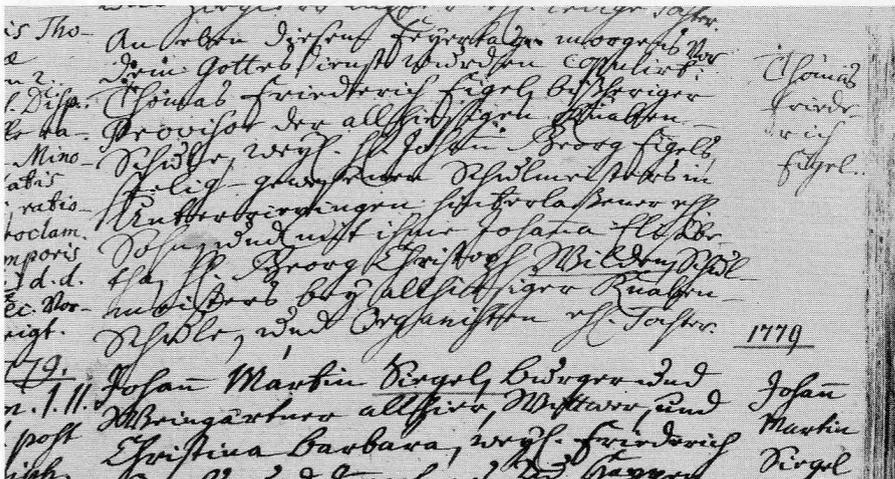
Ach, nun fing ich an, menschliches Elend zu fühlen, – o gewiß war ich elend, nicht deswegen, weil ich täglich fünf Stunden sitzen mußte, auch nicht, weil ich lernen mußte, denn beides mußte ich auch zu Hause. Nein, das war es, ich sah oft meine Mitschüler auf eine so fürchterliche



Art behandelt, daß das Ludwigsburger Zuchthaus ein milderes Institut vor ärgste Bösewichter war als wie eine solche Schule von zarten Kindern.

Da verging keine Stunde, wo nicht Executionen vorfielen, daß die Splitter der Stecken in der Schule herumflogen als wie die Kugeln bei der Schlacht von Hohenlinden. Ich schaudere noch, wann ich die Angst bedenke, in welcher ich bei Erwartung eines ähnlichen Schicksals mich befand.

Doch der Himmel gab mir einen jungen Mann namens Figel, Tochtermann des alten Schmidt, dessen Tochter er vor Erlangung eines Dienstes wegen einem zu frühen Product ihrer Liebe nehmen mußte, und er vertrat die Stelle des Provisors.



*Johann Georg Schmidt – vieljähriger Mägdleinschulmeister starb am 27. Februar 1787 nachmittags um zwei Uhr am hitzigen Gallefieber im Alter von 57 Jahren und 3 Monaten. Er war der Sohn des Michael Schmidt, Bürger und Bauersmann allhier und in 1. Ehe mit Rosine Barbara, Tochter des Christian Schell, Bürger und Kellereykastendie-ner (sie † 16. 2. 1681) und in zweiter Ehe mit Frau Christina Barbara, „durch herzoglich gnädigsten Befehl schon vor mehr als zwei Jahren von Johann Georg Kellermann, einen gewesenen Soldaten, geschieden“, verheiratet.*

Dieser, um sich angenehmer als sein Schwiegervater zu machen, war gelinder, weil die Vergebung des Dienstes nach Ableben des Aeltern von der Comune abhängt, nahm mich in Schutz, ja er behandelte mich nach meinem biegsamen Charakter. Er schlug mich nicht, und er hatte bald das Glück, mich als Muster seinen Kleinen vorzustellen.

Nicht lange war auch hier mein Glück beneidenswert. Die vielen Kinder, welche meine Eltern hatten, und die Armut, sich einen Dienstboten nicht halten zu können, nötigten sie, während ihrer Feldarbeit mich zur Hütung derselben zu Hause zu lassen, damit sie nicht an dem Wickelband verstickten oder die Schweine ihnen die Hände abfraßen, wie der Fall in Markgröningen auch vorkam.

Trauriger Umstand! Hier erblickte ich nur an einem Regentage die Schule, und bei einem dünnen Sommer, wie viel gibt es nicht! Da versäumte ich oft in einem Vierteljahr mehr denn 60 Schulen, aber auch hier gab mir der Schöpfer vor allen meinen Mitschülern etwas voraus, denn mein glückliches Gedächtnis hielt mich schadlos, ich hielt, trotz dem elenden Lehrschlendrian, dennoch immer gleiche Schritte mit meinen Mitschülern. Oft kam ich in die Schule, wo mein Platz wegen Schulversäumnis der letzte war, zwei Tage und es wurde gestochen, – und mein Stolz, der Erste wieder zu sein, war wieder befriedigt!

Allein auch hier gab es der Leiden genug. Mein unparteiischer Figel machte mich wohl zum Ersten, aber der besoffene Schmidt hatte das Ablese-Register bei der Hand, und wenn ich so viele Schulen versäumt hatte, so wurde nicht nur mein Vater vors Kirchenconvent gerufen, und nur der gleiche Schritt mit meinen andern Mitschülern und das Vorschützen der Unmöglichkeit, mich bei guter Witterung in die Schule zu schicken, sein rastloses Bestreben, seine

sechs Kinder durch saure Arbeit vor Hunger zu schützen, machte die gemeinschaftliche Obrigkeit zu biedern Männern; und sie machten ihn der Strafe frei.

Aber desto mehr wurde ich gestraft; kaum als ich in die Schule trat und das Gebet, in welches ich herzlich einstimmte und bat, doch dieses Mal leidlich gestraft zu werden, vorüber war, erschallte die Donnerstimme Schmidts: „Flander!“ und ich erschien an seinem Tisch. – „Wo bist du gewesen, daß ich dich seit 14 Tagen nicht mehr in der Schule erblickte?“ Ich (pathetisch): „Oh, Herr Schulmeister, ich mußte meine Geschwister hüten, oder das Essen meinem Vater tragen, oder einen Brief für Geld nach Thamm, Bissingen etc. tragen.“ Er: „Du Bestie! ich will dich lehren, in die Schule zu gehen! Du hast viel Hasen zu waschen und mir keine aufzuhängen etc., Raus!“ – Ach, nun streckte ich meine Hände hin, wie ein Lamm seinen Hals dem Schlächter und vier bis sechs teuflische Tatzen bekam ich, daß ich meine Hände nicht mehr fühlte, oder wenn er berauscht war, mußte ich über die Schranne liegen und mit einem Stock, so groß wie der eines Corporals, acht bis zehn Hiebe aushalten, daß ich glaubte, alle Rückkennerven werden mir abgeschnitten.

Ich schrie nicht viel aus Scham und selten entfuhr mir ein Seufzer wegen Größe der Schmerzen, ich dachte an meine Unschuld und an meine Eltern und weinte wenig, noch weniger klagte ich's zu Haus, denn die Klage und Beschwerden der Eltern sind fruchtlos und vermehren nur die Strafe für die Zukunft.

Oh, ihr Kinder, deren Schicksal euch dem Schoß einer wohlhabenden Mutter anvertraute, ich schreibe wahrlich bei Gott keine Unwahrheit nieder, dankt es dem großen Schöpfer, daß er's euch nicht hart geschehen läßt, eure Jugend zur Erlernung nützlicher Kenntnisse zu

benutzen, ihr habt weit weniger Mühe, euch zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden als ich!

Dies sind die Schicksale bis in mein 10. Lebensjahr. Mein Verstand wurde reifer, mein Stolz, trotz allem der beste Schüler zu werden, grenzenlos, ich erhielt wegen dem Lernen wenig Strafe, ausgenommen wegen dem ordographisch schreiben. Meine liebe Mutter kannte den Namen Ordographie nicht, also konnte sie mir auch keinen Unterricht darin geben; ich blieb in diesem zurück, weil der Schulmeister keine Regeln dazu angab, bis ein guter Mensch, ein Lateiner, mir dieselbe grammatikalisch beibrachte, vorher war ich Betrüger gegen meine Lehrer, ich spickte es von Besseren ab.

Mein Glück schien zu erwachen. Herr Helfer König, jetziger Special in Güglingen, kam als Helfer nach Markgröningen, ein sehr streng moralischer Mann. Er nahm in der Kinderlehre die zwanzigjährigen Bauernbuben und Mädchen so mit, daß er dieselben oft zittern machte. Einmal stellte er in der Kirchenlehre eine Frage, die von Erwachsenen keines zu beantworten wußte. Er erklärte sie, und nach einem Augenblick frug er wieder das nehmliche. Es war vergessen. Er frug die ganze Reihe, dann auch die Schulknaben, allein es herrschte Todenstille. Endlich kam die Reihe an mich, ich beantwortete sie so gut, daß er staunte. Er zog mich aus der Reihe und fragte, wer ich sei, wem ich gehöre. Ebenso dreist als aufrichtig antwortete ich: „Mein Vater ist ein Tagelöhner.“ Er lobte mich sehr und stellte mich andern als Muster dar. Die ganze Gemeinde staunte, und mein Herr Schulmeister, der, wenn er nicht in dem Augenblick die Herr Musiker auf der Orgel wegen dem damaligen Seekrieg politisch unterhalten oder ihnen höchst verlogene Anekdoten aus seiner Lebensgeschichte vorgelogen hätte, muß mehr beschämt als erfreut gewesen sein.

Dieser Umstand machte mich den Markgrönigern etwas wichtig. Einige sagten: „Flanders Bube ist ein guter, frommer Mensch, Gott tut oft Wunder an armen Menschen.“

Hingegen andere sagten: „Ja, ich weiß nicht, beobachtet ihn unter den Buben, er ist immer der ärgste, hat er nicht letzthin vier Lateiner so mit Schneebällen geworfen, daß alle zum Teufel liefen?“

„Und was war letzthin? Verführte er nicht Herrn Specials Söhne voriges Spätjahr auf der Weide zu einem Streich, der entsetzlich ist? Er gibt ihnen Anleitung zu einer Hasenjagd, wo er und viele andere mit Händen dieselben fingen? Wäre nicht Herr Oberamtmanns Eberhard mit



seinem Hunde auch dabei gewesen, die Sache wäre übel abgelaufen, ja, Gott sei uns gnädig, auch der Teufel treibt oft sein Wesen in einem solchen Menschen und man hat Beispiele, daß er ihnen sogar Gutes eingibt, um andere damit zu locken.“

So philosophierten die Markgröninger Weiber, daß ich's mit eigenen Ohren hören konnte, aber ich schwieg still wegen der Jagd, welche ich leider veranstaltet hatte. Der Dammer Waldschützensohn sah auch dem Hasenwarten in seinem Weinberg zu, welches mich noch entzückt, wenn ich daran gedenke. Er sprang auf mich zu, weil ich auf einem Flügel stund, um die Jagd zu dirigieren, gab mir eine Ohrfeige, und ich schlug ihn auf den Kopf mit einem Brügel. Der arme Teufel kam böse weg, er klagte in Markgröningen, nur das Leugnen des Oberamtmanns Eberhard half mir aus der Klemme.

Als einst Kirchenvisitation war, welche Herr Special Meyer von Bietigheim vorgenommen, war ich wegen Schulversäumnis eben wieder einer der letzten an der großen Tafel. Es wurde Verschiedenes mit den Oberen vorgenommen, woran ich nicht Anteil nehmen konnte. Es wurde diktiert „Ich schicke meine Magd zu Markt mit 30 Gulden. Folgendes kauft sie ein: 6 Ellen Flanell, 30 Pfund Butter, 1 Simri Linsen, etc., was bringt sie von dem Geld wieder zurück?“ Meine Herren Mitkollegen schreiben den ganzen Käs untereinander, ohne Summe jeden Artikels hintenan zu setzen, damit es addiert und die Summe der Ausgaben von dem übrigen dividiert werden könne. Allein ich sah Conti der Art bei den Söhnen des Stadtschreibers machen in ihren Lektionen, geschwind war der meinige gemacht, produciert und recht. Man las mehrere Stellen des neuen Testaments und mein gut gesetzter Accent und eine von Herrn Helfer gelernte Kunst machte mir Lob. Man

prüfte Grundsätze der Religion, ich antwortete rasch und gut und erhielt zur Belohnung von Herrn Special Meyer ein 24-Kreuzer-Stück und wurde zugleich Primus. Als der Schulmeister über mein Untensitzen befragt wurde, murmelte er etwas, was, weiß ich nicht.

Kurz, dieser Tag war einer der glücklichsten meines Lebens. Ich konnte beinahe den Ausgang der folgenden Kirche nicht erwarten, um das Geld zur Tilgung eines Bedürfnisses meiner lieben Mutter gleich zu überbringen.

Unter dieser Zeit trat dann eine große Teuerung ein, daß mancher Vater, der sich noch ordentlich ernähren wollte, ohne seinen Kindern ein Geschäft anweisen zu lassen, das er unter seiner Würde glaubte, sein Weniges vollends in kurzer Zeit den Schulden preisgegeben sah. Meine Eltern, welche das niemals riskieren wollten, ergriffen jedes Mittel, sich ehrlich durchzubringen, ohne ihre wenigen Güter aufzuopfern.

Ach, hier wurde mir ein Geschäft angewiesen, wovor ich schamrot wurde, aber jetzt vor Menschen, welche menschlich fühlen, mich nicht mehr schäme, denn niemals forderte ich einem Menschen ein Almosen ab, bei Gott nie, verdienen wollte ich alles.

Meine Mutter führte mich zu einer Sandgrube und grub für mich und sie für jedes eine schwere Last Sand heraus. Um es ihr auf den Kopf zu bringen, kniete sie nieder und so brachten wir es einander auf die Köpfe und trugen es nach Haus. Ich mußte den Sand klein klopfen und der nächsten besten Kaufliebhaberin zum Verkauf anbieten. Anfangs schämte ich mich an diesem Handel, weil dieses sonst nur oft den schlechtesten Menschen zur Mache des Bettels diene. Allein meine Mutter sagte zu mir: „Ich bin weit entfernt, dich zu bereden zu betteln, im Gegenteil, ehrlich sollst du hier Geld verdienen, weder du sollst etwas geschenkt nehmen, noch

Willingkündung  
Actum: den 5. et 6. Decbr. 1787.  
Coram Subscriptis.

Am 5ten Vormittag, sind nach gütigst  
vorgeschriebener Ordnung die beide Latei-  
nische Classen visitirt und darbei die  
beide Discipuli

Hobbhahn und Frei

aus des Herrn Collaboratoris in des Herrn  
Praeceptoris Classe promovirt worden.

Übrigens wurden die Projectus der  
Discipuli in diesen beiden Classen so  
befunden, daß man nach der Vorliegen-  
heit mit dem Fleiß sowohl der Lehren  
als Lernenden endliche Zufriedenheit ha-  
ben können.

Am 6ten Vormittag sind wieder mit Visi-  
tation der deutschen Knabenschule con-  
tinuirt, die Schuljugend in Profecti-  
bus zimlich gut erfunden, ratione mo-  
rum aber sahe man sich genöthiget, den

Recess

zu ertheilen, daß da man  
1. seithero mit Missfallen ansehen müssen,  
daß die Knaben gleich nach der Schu-  
hle sich vor dem Angesicht ihrer Vorgesetzten  
äußerst ausgelassen und unordentlich be-  
finden, und in größter Unordnung

Der Dekan oder Spezial, zugleich erster Pfarrer  
der Amtsstadt, hatte dafür zu sorgen, daß die Pfar-  
reien und Schulen ordnungsgemäß versehen wur-  
den, daß sich das kirchliche Leben auf der Grund-  
lage der evangelischen Glaubenslehre ungehindert  
zu entfalten vermochte. Die alljährlich durchzu-  
führende Visitation verschaffte ihm die Möglich-  
keit dazu.

Dabei sahen geistliche und weltliche Objekte auf  
strenge Kirchenzucht. Sie schritten deshalb gegen  
jede Lebensäußerung ein, die nach evangelischem  
Glaubensverständnis nicht sittlich moralischem  
Wohlverhalten entsprach. Einen Eindruck davon  
vermittelt uns folgende Schulvisitationsakte vom  
Dezember 1787, von Diacon König protokolliert:

Actum: den 5ten und 6ten Decbr. 1787  
Coram: Subscriptis.

Gestern vormittag sind nach gütigst vorgeschrie-  
bener Ordnung die beide Lateinische Classen visi-  
tirt – und darbei die beide Discipuli

Hobbhahn und Frei

aus des Herrn Collaboratoris in des Herrn Prae-  
ceptoris Classe promovirt worden.

Übrigens wurden die Projectus der  
Discipule in diesen beiden Classen so befunden, daß man nach  
der Vorliegenheit mit dem Fleiß sowohl der Lehren-  
den als Lernenden endliche Zufriedenheit haben  
können.

Heute Vormittag wurde mit Visitation der deut-  
schen Knabenschule continuirt, die Schuljugend in  
Profectibus zimlich gut erfunden, ratione morum  
aber sahe man sich genöthiget, den

Recess

zu ertheilen, daß da man

1. seithero mit Missfallen ansehen müssen, daß die  
Knaben gleich nach der Schu-  
hle sich vor dem Ange-  
sicht ihrer Vorgesetzten äußerst ausgelassen und  
mutwillig bezeugen, und in größter Unordnung

aus dergleichen gehen, welche Ausgelassenheit  
 aber man länger nimmer dulden könne; so werde  
 hiermit verordnet, daß alle Schulkinder in gehöriger  
 Stille paar und paarweis aus der Schule gehen  
 – und damit ob dieser Ordnung gehalten werden  
 möge, der Schulmeister und sein Provisor darüber  
 genaue Aufsicht tragen, und die Widerspenstige  
 gehörig bestrafen solle. Und so wolle man

2. die Unart dieser jungen Leute, die inzwischen  
 öfters gleich nach der Schule, an der Kirche ihre  
 Nothdurft verrichtet, ein vor allemahl abgestellt  
 wissen, und deswegen verordnet haben, daß eines  
 theils die Schullehrer hierüber invigiliren und die-  
 jenige Kinder, die diesem Verbott nicht gehorchen,  
 züchtigen, sondern auch noch über dies der Bettel-  
 vogt bestellt werden solle, der zur Stunde des Aus-  
 gehens aus den Schuhen über diesem Verbott wa-  
 chen, und die Ungehorsamen darüber strafen solle.  
 Ein gleiches wolle man

3. wegen der an Sonn-, Feiertagen und anderen Kirchen-  
 tagen eingerissen Unordnung, daß die Schulkna-  
 ben vor und nach solchen auf dem Kirchhofplatz  
 den unbändigsten Lermen Verführen, und da-  
 durch zu allerhand Ärgernus Anlass geben, ver-  
 ordnet und befohlen haben, daß künftig alle  
 Schulkinder in der einem jeden Christen gezie-  
 menden Stille in die Kirche gehen, in selbiger auf  
 den Vortrag des Gotteswortts merken – und sich  
 ebenso aus derselbigen wieder nach Haus begeben  
 sollen, massen der Kirchendusler amint bestellt  
 seyn solle, welcher die ausgelassenen Knaben, wel-  
 che sich an solchen Tagen wieder so wie bishero

aus derselbigen gehen, welche Ausgelassenheit  
 aber man länger nimmer dulden könne; so werde  
 hiermit verordnet, daß alle Schulkinder in gehöriger  
 Stille paar und paarweis aus der Schule gehen  
 – und damit ob dieser Ordnung gehalten werden  
 möge, der Schulmeister und sein Provisor darüber  
 genaue Aufsicht tragen, und die Widerspenstige  
 gehörig bestrafen solle. Und so wolle man

2. die Unart dieser jungen Leute, die inzwischen  
 öfters gleich nach der Schule, an der Kirche ihre  
 Nothdurft verrichtet, ein vor allemahl abgestellt  
 wissen, und deswegen verordnet haben, daß eines  
 theils die Schullehrer hierüber invigiliren und die-  
 jenige Kinder, die diesem Verbott nicht gehorchen,  
 züchtigen, sondern auch noch über dies der Bettel-  
 vogt bestellt werden solle, der zur Stunde des Aus-  
 gehens aus den Schuhen über diesem Verbott wa-  
 chen, und die Ungehorsamen darüber strafen solle.  
 Ein gleiches wolle man

3. wegen der an Sonn-, Feiertagen und anderen Kirchen-  
 tagen eingerissen Unordnung, daß die Schulkna-  
 ben vor und nach solchen auf dem Kirchhofplatz  
 den unbändigsten Lermen Verführen, und da-  
 durch zu allerhand Ärgernus Anlass geben, ver-  
 ordnet und befohlen haben, daß künftig alle  
 Schulkinder in der einem jeden Christen gezie-  
 menden Stille in die Kirche gehen, in selbiger auf  
 den Vortrag des Gotteswortts merken – und sich  
 ebenso aus derselbigen wieder nach Haus begeben  
 sollen, massen der Kirchendusler amint bestellt  
 seyn solle, welcher die ausgelassenen Knaben, wel-  
 che sich an solchen Tagen wieder so wie bishero

in: dass man sich bekennen laßen  
soll, und die Sache darüber abstrafen  
und in die Kirche weisen solle.

(Was aber)

4. des Schulmeister Wilden gegen Caspar  
Wieland vorgebrachte real- und  
verbal-injurien, wegen Züchtigung  
seines Sohnes betrifft, so wird diese  
Causa als altioris indaginis auf das nächste Kir-  
chen Convent zur weiteren Untersuch- und Be-  
strafung ausgesetzt. Hingegen

5. verordnet, daß in die untere Stube des Knaben  
Schulhauses, statt der abgängigen Fenster unge-  
säumt neue Flugläden gefertigt und angeschla-  
gen werden sollen.

Bei der diesen Nachmittag darauf vorgenom-  
menen Mägdeleins Schulvisitation aber, hat man sol-  
che Profectus im Lesen, Schreiben und Rechnen  
wahrzunehmen gehabt, daß man mit dem Fleiß  
gegenwärtigen Schulmeisters ganz vollkommen  
zufrieden seyn können, demselben deswegen allen  
göttlichen Seegen zu seinem künftigen Unterricht  
gewünscht und ihn aufgemuntert hat, in seinem  
bisherigen Fleiß in Unterrichtung der Jugend fer-  
ner fortzufahren.

in ihrer Unart beteuerten lassen würden, auf der  
Stelle darüber abstraffen und in die Kirche weisen  
solle. Was aber

4. des Schulmeister Wilden gegen Caspar Wieland  
vorgebrachte real- und verbal-injurien, wegen  
Züchtigung seines Sohnes betrifft, so wird dies  
Causa als altioris indaginis auf das nächste Kir-  
chen Convent zur weiteren Untersuch- und Be-  
strafung ausgesetzt. Hingegen

5. verordnet, daß in die untere Stube des Knaben  
Schulhauses statt der abgängigen Fenster unge-  
säumt neue Flugläden gefertigt und angeschla-  
gen werden sollen.

Bei der diesen Nachmittag darauf vorgenom-  
menen Mägdeleins Schulvisitation aber, hat man sol-  
che Profectus im Lesen, Schreiben und Rechnen  
wahrzunehmen gehabt, daß man mit dem Fleiß  
gegenwärtigen Schulmeisters ganz vollkommen  
zufrieden seyn können, demselben deswegen allen  
göttlichen Seegen zu seinem künftigen Unterricht  
gewünscht und ihn aufgemuntert hat, in seinem  
bisherigen Fleiß in Unterrichtung der Jugend fer-  
ner fortzufahren.

Übrigens wurde noch auf des Schulmeisters Bitte  
resolvirt:  
demselben ein neues Stubenschloß und 2. obere  
Fensterflügel

Übrigens wurde noch auf  
des Schulmeisters Bitte resolvirt:  
demselben ein neues Stubenschloß  
und 2. obere Fensterflügel



etwas hinwegschicken, im Gegenteil, dadurch erhalten wir die wenigen Güter, das Überbleibsel meiner Eltern, damit wir beim Verlust dieser nicht gezwungen werden, einst betteln zu müssen.“ Diese Worte fanden wirklich die beste Wirkung bei mir, denn ich war mir niemals etwas Schlechtes bewußt, wozu mich meine Eltern anhielten.

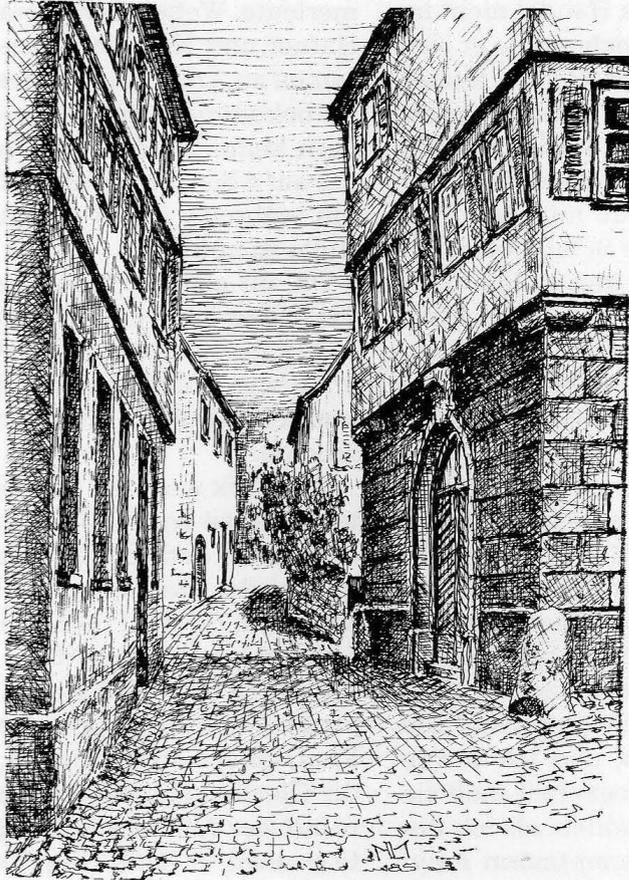


Ich trug die Handelsware von Ort zu Ort, von Haus zu Haus. Die Weiber auf dem Lande kauften mir wegen meines Betragens gern ab, ich wußte mich dabei sehr gut zu benehmen. So trug ich manchmal als elfjähriger Knabe eine Last von 80 bis 100 Pfund eine ganze Stunde des Wegs. Wind und Wetter gab ich mich preis, um meinem Vater abends eine Summe von 12 – 16 Kreuzer auf den Tisch legen zu können. Ein dankender Blick meines Vater, den ich so selten von ihm erhielt, machte mir dieses Handwerk sehr erträglich.

Meine Schwester, die nur um ein Jahr jünger war, mußte, um die Einnahme noch größer zu machen, auch mit. Diese gute Seele tat es sehr gern, weil ich mitging, allein gleich bei dem dritten Gang wurde sie unglücklich. Es lag nemlich ein kleiner Schnee, sie klitschte ungefähr 200 Schritte vor Damm aus, fiel rückwärts hin, und die Last, welche sie auf dem Kopfe trug, fiel ihr auf Hals und Gesicht, und sie lag leblos auf der Erde. Unwillkürlich warf ich das Wenige weg und trug sie so gut ich konnte in das nächste Bauernhaus. Der ziemlich unsanfte Transport erweckte sie wieder, ich pflegte sie dort so gut als möglich und holte beide Lasten unserer Ware nacheinander und handelte allein, um sie zum Heimweg ausruhen zu lassen. Selten hatte ich einen Reisegefährten an ihr, doch traf sich's einmal wieder, wo ebenfalls die Not ziemlich an Mann ging.

Mein Vater arbeitete im Holzgarten in Bissingen. Bekanntlich wird dort nur alle acht Tage ausbezahlt, ein Umstand, der bei Verköstigung seiner selbst, und seiner übrigen Familie die Not ziemlich groß machte. Mit wenig Brot ging er morgens um 4 Uhr auf seinen Weg. Mir war bekannt, daß seine Mittagszehrung sehr klein sein werde, daher sputete ich mich, mit meiner Schwester vormittags unsern Handel in dem benachbarten Ort zu beschleunigen. Als halb verkauft war, kaufte ich einen Laib Brot und Milch zum Mittagessen für meinen Vater und schickte meine Schwester mit dorthin. Nachher sagte mein Vater zu meiner Mutter: „Weib, ich glaubte einen Engel zu sehen, wie dieses gute Kind ihre Milch und Brot auf mich zubrachte.“ An mich wurde dabei nicht gedacht und „diese gute Seele“ war ja bloß mein Werkzeug. Ach, ich gönnte ihr diesen Beifall, denn ich kann ihn ja noch verdienen, aber sie nicht, denn sie lebt jetzt besser.

## Der Kirchplatz – geistliches und geistiges Zentrum der Stadt



Martin Leiberich  
zeichnete das Gäble  
nach einem Foto  
von E. Haidle,  
Archiv W. Remmele.

Wie Hermann Roemer, der Heyds stadthistorische Forschungen weiterführte, im 2. Band seines Werkes „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte“ (1930) auf Seite 36 ff. ausführt, wies „der Kirchenrat der Gemeinde nunmehr im Jahr 1559 auf ihr Nachsu-

chen das letzte noch verfügbare Pfründhaus im Scholengäble, der heutigen Turmgasse, als Schulhaus an. Es wurde aber erst nach dem Ableben des . . . Kaplans Hans Klaiberer frei, und auch dann ließ man die deutschen Schüler neben den Lateinschülern unterrichten, da sich jenes Pfründhaus als zu eng erwies. Erst als im Jahre 1570 über 100 deutsche Schüler in der Lateinschule saßen, drang der Kirchenrat auf die Trennung und wies der Gemeinde nunmehr statt jenem ungenügenden ein größeres Pfründhaus an, in dem der deutsche Knabenschulmeister bereits wohnte. Dieses älteste Volksschulhaus der Stadt stand auf der Nordseite des Kirchplatzes neben der an ihrem Erker kenntlichen Amtspflege an der Stelle des späteren Lehrerwohnhauses, das im 19. Jahrhundert vorübergehend die unteren Klassen der Lateinschule beherbergte und daher heute als ‚alte Lateinschule‘ bezeichnet wird. Es enthielt neben der Wohnung des Lehrers ‚eine große, weite und lustige Schulstub‘ (1571). Im Jahr 1860 ist jenes ehrwürdige Gebäude in das heutige verwandelt worden, indem um 1800 Gulden das Nachbarhaus hinzugekauft und damit vereinigt wurde. . .“

Inzwischen steht auch die „an ihrem Erker kenntliche Amtspflege“, das sogenannte Klimbachsche Haus nicht mehr. Ein weiteres dominierendes Gebäude, das bis 1816 dem Rathsverwandten Christoph Zirn gehörte und dann in Besitz der Familie Reutter kam, fiel 1958 – aus heutiger Sicht zweifelhaften – Modernisierungsmaßnahmen zum Opfer. Übrig aus Flanders Kindheit ist lediglich der „Hirsch“, damals in Besitz des Stadtschreibers Magenau, mit dessen Kindern Flander gerne spielte. Lange Zeit hieß das Gäble „Magenaugasse“, heute in Stadtschreibergäble umgetauft. Nicht weit davon muß die Familie Flander gewohnt haben.

So trieb ich das Handwerk bis zu meinem 14. Jahre. Ich wurde da schon lange nicht mehr in der Schule gequält, auch seltener wegen Schulversäumnis gestraft. Warum sollte es mein Schulmeister tun, denn er selbst war nicht mehr fähig, mir eine Lernaufgabe zu machen, welche ich ihm neben meinem Handel nicht im Stande war, zu befriedigen. Doch rächte er sich einmal noch abscheulich an mir. Bei der letzten Schul-Visitation, ehe ich konfirmiert wurde, war ich einer der vier Ersten in der Schule. Bekanntlich fordert man von diesen alles. Der Preis aller Zufriedenheit wurde mir auch hier wie immer zu teil. Als aber die Schule beendet war, so rief man mich heraus und stellte unter mich noch 30 Knaben vor der großen Tafel. Ich wußte mir dies Verfahren anfangs nicht zu erklären, aber wie ein Blitz fuhr es mir durch die Seele, als Herr Schulmeister Schmidt zu dem extra Papier, von welchem wir abgerufen worden, dem Herrn Special Höphen das Sündenregister der Schulversäumnisse noch dazugab.

Herr Special fragte: „Höre Flander, sag' mir, warum glaubst du, daß man dich hierher gestellt?“ Ich antwortete nichts. Oberamtmann Frey und die übrigen Markgröninger Großen waren um mich versammelt und wiederholten ihre Fragen. Ich antwortete ebensowenig. Sie drangen immer mehr in mich, und ich wurde immer verlegener. Meine Verlegenheit muß sie ordentlich geweidet haben. Endlich, als ich immer stumm blieb, sprach Oberamtmann Frey: „Flander, wir sind alle mit dir zufrieden, doch antworte, warum stehst du hier?“ Ich: kein Wort. „Nun, so höre: Du bist unter die Übeltäter gerechnet und zwar als der erste derselben. Siehe, du hast 160 Schulen versäumt, es ist unverantwortlich!“

Bei diesen Ausdrücken erhob sich meine Brust auf eine schmerzvolle Art, vorher trug ich immer die Schläge mit stoischer Ruhe, aber

diese Beschämung konnte ich nicht vertragen. Ich weinte bitterlich und sie ließen mich gehen.

## Lehrjahre

Nach meiner Confirmation liefen Maurer, Zimmerleute, Weber, Schuhmacher und Schneider, Hafner und Küfer meinem Vater ins Haus, um seinen an Arbeit gewohnten Buben in die Lehre zu bekommen. Die Weiber ließen ihren Männern keine Ruhe, um doch ja den armen Flander auf 4 bis 5 Jahre in die Lehre zu bekommen, um während dieser Zeit als Hauspudel seine Rolle zu spielen.

Oh, ihr elenden Menschen! Eigennutz ist die Triebfeder aller eurer Handlungen! Allein mein Vater pressierte gewisser, wohl zu erklärender Ursachen nicht, mich wegzugeben, und ich sah noch nicht den Mann, zu dem ich mochte.

Ein Beck wollt ich werden, um nach beendeter Lehrzeit mein Glück in Amerika zu versuchen, mir dort Schätze zu sammeln, um auf einmal der Dürftigkeit meiner Eltern abzuhelfen, aber da fand sich keiner, der mich ohne Lehrgeld nehmen wollte.

Endlich fand sich Herr Chirurgus Pflizer, ein junger Mann, auf Veranlassung seiner reichen Frau, einer Küsterstochter, wo ich ehemals oft die Glocken läutete, und nahm mich in die Lehre auf vier Jahre ohne Lehrgeld. Ach, dies konnte er wohl, er hatte viele Weinberge, die er jung machen wollte, wozu er mich recht passend fand. Gleich den ersten Tag mußte ich zu meiner Bestimmung greifen, er gab mir statt Lanzette eine Hacke, statt einem anatomischen Buch den Butten. Da mußte ich Steine, Erde und Mist tragen, so daß er jetzt noch die Früchte meines Fleißes spürt, und ich ihn voriges Jahr erst, als ich bei ihm im Herbst war, an die jungen, von mir gepflanzten Weinstöcke erin-



Im Eheregister Markgröningen steht unter dem Datum 13. September 1787 zu lesen: „Herr Johann Friedrich Pfizer, neuangenommener Bürger und Chirurgicus allhier, Herr Johann Georg Pfizers, Klostersattlers und Beständers (Pächters) des kl. Maulbronnischen Seidenhofs, ehel. led. Sohn, und Jungfrau Christiana Elisabetha, Friedrich Gottlieb Schüsslers, b. und Secklermeisters\* und Mesners allhier ehelich ledige Tochter.“ (\*Wobei ich mir nicht sicher bin, ob er nun Säckelmeister = Vermögensverwalter war oder Seckler, das ist einer, der Lederhosen herstellt. Keinesfalls aber stellte er Säcke her). Die junge Frau des Chirurgicus starb schon am 12. Oktober des Jahres 1792, erst 33 Jahre und 8 Monate alt, an der Wassersucht.



nerte. Ich weiß selten einen Tag, weder im Sommer noch Winter, wo ich nicht meinen „Haarbeutel“ auf dem Rücken trug. Des Winters mußte ich früh aufstehen, um vorher einzuheizen, heißes Wasser zu machen, damit meine Prinzipalin in der warmen Stube sich ankleiden und gleich Kaffee und Gemüse zubereiten konnte, dann Holz und Wasser in die Küche tragen, alsdann wurde ich dem Maurer als Handlanger beigegeben, um Steine herbeizuschaffen, welcher Schurke mich um so mehr plagte, weil ich nicht zu ihm in die Lehre gegangen; und war ich auch manchmal mit den Geschäften meines Lehrherrn fertig, so lehnte er mich seinem Schwager zu ähnlichem Beruf.

Dieses dauerte ein halbes Jahr, ohne daß ich einen Bart ordentlich abschneiden lernte, denn nur alle Sonntag kamen einige närrische Kerls, welche mir als Phätome dienten, um das Rasieren zu lernen. Ach, sie durften zwar nichts zah-

len, aber sie dauern mich jetzt noch, denn der Verlust ihrer Thränen, die sie während dieser Operation hatten, ist unersetzlich.

Nach dreiviertel Jahren konnte ich ordentlich barbieren, so daß ein ehrlicher Bauer mir seinen Hals unerschrocken anvertrauen konnte. Jetzt ging wieder eine blühende Zeit für mich an, denn der entsetzliche Verlust meiner Kleidungsstücke, deren Ersetzen ganz von mir abhing, forderte, daß ich von dem Vertrag meines Herrn bei meiner Annahme, öfters etwas extra verdienen zu können, im höchsten Grade genötigt war, davon Gebrauch zu machen. Ich erwarb mir bald durch exaktes Bedienen eine Privat-Kundschaft von 30 eigenen Kunden. Dies gewährte mir eine ordentliche Einnahme, es machte meinen Eifer stärker, und ich gab mir alle Mühe, das Aderlassen ebenfalls zu erlernen. Gab es je einen blutdürstigen Menschen, so war ich's. Ich ließ für vier Kreuzer so viel Blut heraus, als jedem beliebte, ich wurde ein Meister in meiner Kunst, alles in Markgröningen, was nicht bar für einen Aderlaß bezahlen wollte, kam zu mir, denn ich ließ Ader für nur vier Kreuzer. Die Leute bestellten mich incognito und wurden immer furtrefflich bedient.

Allein, so vorsichtig ich auch zu Werke ging, so merkte mein wirklich ziemlich schlauer Herr den Brocken, – allein, da er die Sache doch nicht ganz herausbringen konnte, so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als mich in Rücksicht der Zeit, wo ich seine Kundschaft versah, zu beschränken, und das geschah wirklich sehr stark. Mein Geschäft war, wie ich oben sagte, meistens Feldarbeit, den Sonntag ausgenommen, dann hatte ich sommers von 7 bis 1 Uhr zu rasieren. Nachmittags Feld- und Hausgeschäfte bis abends 7 Uhr, dann wieder rasieren.

Der Sonntagmorgen aber bis 10 Uhr war wieder dazu bestimmt zu rasieren etc., die übrige Zeit war mein Handwerkszeug unter der Ver-



waltung meiner Lehrfrau. In dieser Zeit mußte ich 100 Kinder für meinen Herrn scheren, 30 bis 40 für mich. Ich war zwar geschwind wie ein Teufel, allein die Zeit war doch zu kurz. Obgleich mein Herr von seinen Kunden alles Verdienst von mir treulich erhielt, ja um ihn zu täuschen, brachte ich auch noch Extra-Verdienst, so kehrte er sich nicht daran, es blieb dabei, er trieb mich wirklich in die Klemme. Doch je größer der Druck, um so größer, ihn abzuwälzen, es mußte gehen.

Meine Frau Lehrmeisterin, eine vorher alt gewordene Jungfer, geizig wie der Teufel, fromm wie eine Nonne, befahl mir mit Consens ihres Mannes, ja keine Kirche zu versäumen, und ich befolgte mit grenzenloser Scheinheiligkeit ihre Befehle sehr eifrig, ging alle Sonntagvormittag in die Kirche – aber wie?

Außerhalb der Kirche geht eine Treppe im Kirchenturm auf die oberste Galerie der Kirche,

der Sammelplatz der meisten unregelmäßigen Kirchenbesucher von Markgröningen. Diesen Platz wählte ich reiflich zu meinem Standort. Da wartete ich so lange, bis der Geistliche kam. Sowie ich aber wußte, wer predigt und was man singt, ging ich gleich wieder fort, rasierte, schnitt Haare, ließ zur Ader, und sobald man aus der Kirche läutete, machte ich mich auf den Weg, ging mit dem Teil der Frauen meines Bezirks meinem Hause zu. Meine Lehrfrau sah mit Entzücken meine heilige Miene und machte oft noch eine heiligere hinter mir drein. Dann ging's an das Mittagmahl und ich mußte mich aus der Predigt examinieren lassen. Gesang und Geistlicher war mir bekannt, das Evangelium kannte ich aus dem Kalender, und die meisten Evangelien von meinen Schuljahren auswendig, nichts war mir leichter, als die ganze Predigt mit heiligem Eifer zu erzählen, daß meine Frau, die doch dieselbe Predigt aus erster Hand gehört hatte, oft böse war, daß sie es nicht auch so behalten hätte. Sie hätte darauf geschworen, es wäre heute kein anderes Wort aus dem Munde des Herrn Special gegangen, als diese, welche ich ihr vorsagte. Mein Herr würde mich auch hier bekommen haben, allein die Kirche war ihm fremd. So mußte ich handeln, und der, welcher auf eine besondere Art in einer solchen Lage zu handeln fähig wäre, werfe den ersten Stein auf mich! So brachte ich dreieinhalb Jahre zu, während welcher Zeit mein Betragen so erkünstelt war, daß mein Herr und Frau mir selten ein böses Wort gaben, ja mein Herr versprach mir, nach Verfluß eines halben Jahres für eine gute Condition besorgt zu sein, aber auch hier kam wieder Unglück.

So wie es überall schlechte, mißgünstige Leute gibt, so sind sie in meinem Geburtsort ebenfalls. Diese brachten meinem Herrn Nachricht von meinen Extra Geschäften. Er mag immer etwas vermutet haben, aber doch nicht in dem

Grad. Auch mag meiner Mutter Lob über mich wegen der öfteren Unterstützung, die ich ihr zufließen ließ, in etwa zu folgendem Vorfall beigetragen haben:

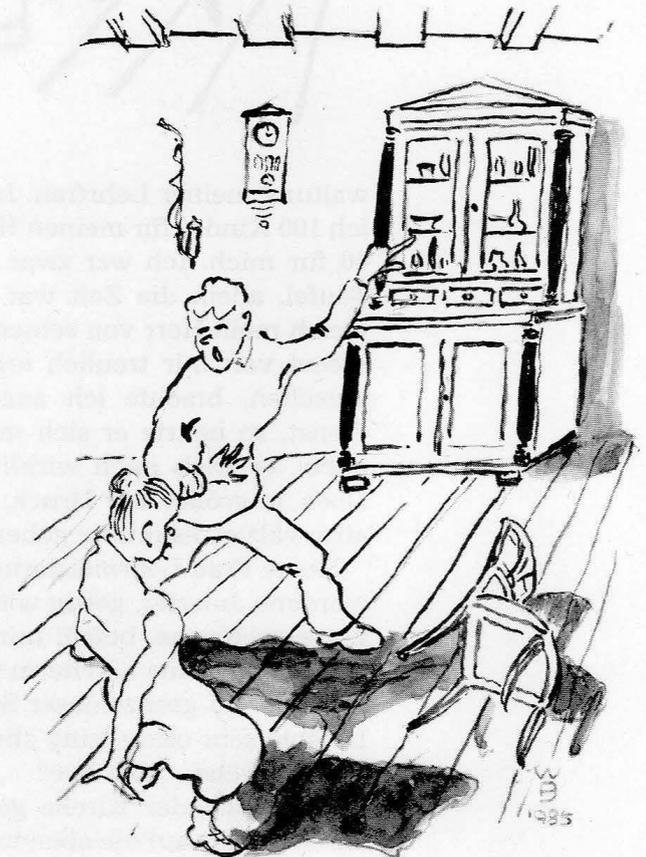
An einem Sonntagabend, als mein Herr und Frau nach Hause kamen von einem Spaziergang, erhielt ich Erlaubnis, ausgehen zu dürfen, legte mich dann nach der Promenade zu Bette und ging morgens früh nach meiner Gewohnheit in den Weinberg. Als ich zum Mittagessen nach Hause kam und den Koffer aufschloß, und mein in der Truhe befindliches Geld in die übrige Kasse werfen wollte, ach Gott, wie erstaunte ich! Wie vom Donner gerührt fiel ich mechanisch auf den neben mir stehenden Stuhl – all mein Geld war fort! 38 blanke Gulden bei verschlossenem Koffer fort! Ach, an diesem Geld sparte ich mehrere Jahre zusammen, um einst mein Ausschreiben und Lehrbuch bestreiten zu können.

Gleich ging ich zu meiner Lehrfrau und beichtete ihr mein Unglück und auch, was ich vermutete, daß der Herr der Täter sei. Sie gestand nichts. Ich ging dann traurig wieder in den Weinberg, warf mich auf der Erde herum und wünschte meinen Tod sehnlichst, wie je ein Unglücklicher ihn wünschen kann, arbeitete aber gar nichts. Als ich nach Hause kam, traf ich meinen Lehrherrn bei Tische. Er hieß mich essen. Ich aß nichts, sondern forderte mein Geld zurück, gab Rechenschaft vom rechtmäßigen Erwerb, daß selbst Neujahrgeschenke der größte Teil davon seien. Er aber beharrte, von dem Geld mir nur den vierten Teil nach Handwerksbrauch zu geben. Ich schlug dies Anerbieten aus, forderte das Ganze, oder im Weigerungsfall es von der Gerechtigkeit zu erhalten, es nützte nichts und ich ging traurig und voll Wut zu Bette.

Die schlaflose Nacht benützte ich, um Pläne zu schmieden, mein Geld ohne Klage vor (dem)

Oberamt zu erhalten, weil ich wußte, daß alle Honorationen Freunde meines Herrn sind und ich das beste Spiel hier verliere. Ach, hier verließ mich mein erfinderischer Geist, alles war vergebens, etwas heraus zu bringen, um meinen Lehrherrn dieses mal noch über's Ohr zu hauen. Geduld war das beste, was ich hier brauchte. Ich erwartete den Morgen.

Mit einer Miene voll Kummer, einem Herzen voll Wut betrat ich meines Herrn Zimmer. Schläu wie eine Katze lauerte ich auf jede seiner Handlungen. Viktoria! er ging in die Küche, um mit seinem jungen Weib zu tändeln, während sie den Kaffee machte. Wie ein Fuchs schlich



ich mich in das Cabinet, öffnete den Schrank, da nie etwas verschlossen war, war es leicht, ach Gott, ich sah oben drauf mein ganzes Vermögen, – ebenso still schlich ich wieder heraus, ohne einen Kreuzer zu berühren.

Nach genossenem Frühstück ging mein Herr seinen Geschäften nach und ich sagte zu meiner Lehrfrau: „Liebe Frau Pfizerin, noch nie habe ich Sie beleidigt, immer waren Sie mir gut, geben Sie mir mein Geld wieder!“ Sie: „Ich weiß nicht, wo es der Herr hat.“

Ich: „Ich bitte Sie um Gottes Willen, geben Sie mir's. Es ist mein ganzes Vermögen und dazu gewidmet, mich aufschreiben zu lassen! Sie sind reich, eine Kleinigkeit für sie, sie würden dieses kaum spüren. Sie lobten immer meinen Fleiß, belohnen sie ihn jetzt dadurch!“ Sie: „Ich wollte gern, aber ich weiß nicht, wo es ist.“ Ich (wütend wie ein junger Löwe): „Zum letzten Mal bitte ich, bei Gott, Sie dürfen nicht von der Stelle, bis ich mein Geld habe!“ Sie wurde ängstlich und ich nahm sie beim Arm, trug sie halb ins Cabinet, machte den Kasten auf. „Hier ist's!“ Ich nahm alles zu mir und legte einen großen Thaler hin, „hier, das ist für die Mühe meines Herrn.“ Ich ging schnell fort mit dem Messer in der Tasche, bereit, im Fall mein Herr mich unterwegs ergriff, mich damit zu wehren. Ich kam zu meinem Vater, und ich erzählte die Geschichte. Er, aufgebracht, daß ich es ihm als rechtmäßigen Erwerb nicht aufzuheben gegeben, allein ich stellte ihm vor, wie nah das Aufschreiben (Gesellenbrief) vor der Tür und wie ich ihm einer Verlegenheit damit überheben wollte und, im Fall ich es ihm gegeben, es schon lang den Weg aller Welt gewandert wäre.

Mein Vater ging mit mir zu meinem Lehrherrn und forderte Satisfaktion. Um es nicht weiter kommen zu lassen, ließ er mich aufschreiben und ich erhielt ein halbes Jahr an

meiner Lehre geschenkt. Nach erhaltenem Lehrbrief reiste ich fort. Mein Weg ging nach Heilbronn, dort wollte ich Condition nehmen, aber ich erhielt keine, was wollte ich anfangen?! Es war außer der Zeit, und ich konnte damals die halbe Welt ausreisen, ich würde keine bekommen haben. Ich ging zurück und wollte mein Glück im Oberland, gegen die Schweiz hin versuchen. Ich kam durch *Bissingen a. d. Enz*. Ein einziger Chirurgus des Dorfes, der war an Faulfieber krank, zu arm, daß er einen Gesellen halten konnte, mithin war er in der erbärmlichen Lage, seine ganze Kundschaft bis zur Wiedergenesung zu verlieren war gewiß. Ach, hier führte das Schicksal recht arme Teufel zusammen. Wir waren beide glücklich durch unsere Bekanntschaft und doch wollte keiner dem andern seine Lage zu erkennen geben, weil jeder den andern fürchtete, übermütig zu machen. Er, weil er vermuten konnte, ich fordere zu viel Lohn, ich, weil ich riskieren konnte, daß er mir trotzte und mich fortschickte.

Ich versah nun diesem armen Chirurgen, (namens Ochs, und mit Recht führte er diesen Namen!) sein ganzes Bissingen. Noch nie wurden sie so bedient! So jung ich war, so hätte ich gleich Mann und Bürger werden können, sämtliche Herrn Vorsteher machten mir den Vorschlag. Aber trotz aller Ansicht und Zutrauen nahm ich das Anerbieten nicht an, auch machte ich von dem Zutrauen keinen Gebrauch, mir extra Geld zu verdienen, denn mein Prinzipal war ja ein armer Teufel. Ich machte in der Zeit Pläne, in eine Stadt zu kommen, aber es gelang mir nicht. Endlich, nach einem Vierteljahr, kamen mehrere Stuttgarter nach Bissingen, um des dortigen Roths Garten in ein Elysium zu verwandeln. Ich bediente dieselben, und sie verschafften mir Condition in Stuttgart. Mein alter Ochs war undankbar gegen mich und wollte, weil ich ihm behagte, mich nicht ziehen las-

sen. Er machte allerhand Einwendungen, schützte vor, daß ich ihm zwei Monate vorher aufkündigen müsse, der schlaue Fuchs. Er wußte wohl, daß in dieser Zeit ich die Condition verlieren würde. Allein, ich war bald fertig mit ihm und ging.

In Stuttgart kam ich zu einem äußerst stolzen und eigensinnigen Herrn namens Fricker. Des- sen Eigenheiten zu beschreiben wäre zu weitläufig. Besonders ließ er mich fühlen, daß ich ein Bauernjunge ohne Bildung sei. Hätte er mich vorher kennengelernt, er würde mich besser beurteilt haben, allein seine Reue kam zu spät. Er hieß mich, trotz aller Mühe, die ich mir gab, einen „Bauern Generalsakrament“. Ich tat alles, was ich konnte, und um mich zu empfehlen, unterrichtete ich seine rohen Buben in meinen müßigen Stunden. Die Frau riß mir dieselben von der Seite und sagte: „Von diesem Hainkel dürft ihr nichts lernen!“ Ich wußte warum. Die liebe Frau wollte mir zumuten, den Herrn zu betrügen und ihr das Geld zu bringen, und das tat ich nicht. Ich wendete mich an den Gesellen. Auch hier nichts. Ach, ich hatte keinen Menschen, bei dem ich Rat finden konnte. Der Gesell war von beiden gegen mich aufgehetzt, eine Politik, der in selbigem Hause man sich bediente, damit keines das andere leiden konnte und der Herr um so weniger hintergangen wurde. (Oh, das ist falsch, dann betrügt ein jeder für sich im Geheimen.)

-Ich besann mich Tag und Nacht, woher es kommen möge, daß der eigentlich einfältige Gesell so wohl bei Herr und Frau empfohlen sei, ach ich fand's! Er hatte schöne und geschmackvolle Kleider. Um diese zu erhalten, hat er den Herrn baß betrogen und der Frau hie und da von seinem Betrug auch mitgeteilt und es blieb geheim. Nun dachte ich: Flander, wenn's drauf ankommt, die Vorteile sind dir bekannt. Ich pfuschte weit ärger als in Markgrö-

ningen, aber weder für die Frau, noch für den Herrn, sondern ganz für mich. Bald hatte ich so viel, um einen schöneren Rock kaufen zu können, als ich einen Hiobsbrief von Markgrönin- gen erhielt

„Lieber Friederle! Dein Vater mußte nach Philippsburg auf die Frohn. Bin ich jemals arm gewesen, so bin ich's jetzt, ich habe kein Brot mit meinem Kindern“ etc. Flugs trug ich meine 10 Gulden zum Boten und – weg war der Rock! Unverdrossen schnellte ich meinen Herrn, daß ihm die Augen überlaufen mochten. In kurzer Zeit war ich im Besitz eines schönen Rocks, d.h. mit einer schönen Außenseite, und war ein ausgemachter Windbeutel und daß die Sache nicht merklich wurde, nahm ich meinen Lohn von meinem Herrn ein, schützte vor, Geld von zu Hause erhalten zu haben, welch beides ich zu Kleidern verwenden wolle.

Jetzt war ich wohl angeschrieben, mein Herr tat sich viel zu Gut auf mich, daß er seine Leute so geschwind von Bauern in Stutzer verwandeln könne. Es entsteht die Frage: wenn Fricker so auf wohlgekleidete Leute etwas hält, warum nahm er den Flander? Antwort: es ging kein Besserer zu ihm. Mein Schicksal unter den mir unausstehlich falschen Stadtleuten machte mich gewandt; ohne mein Herz zu verderben, wurde ich ziemlich schlau. Dies erwarb mir Zutrauen. Oft kam ich einem wahren Edelmann zu spät; eine Lüge, gut angebracht, entschuldigte mich jedesmal.

### *Ich wurde ein Gelehrter*

Einige akademische Vorsteher bei meinen Kunden verhalfen mir, die Vorlesungen dort hören zu dürfen. Unvergeßliches Institut! In dir machte ich den Anfang zu meinem Glück!



Gierig wie ein Raubtier seine Beute, verschluckte ich wahre und falsche Meinungen, hielt alles für ein Evangelium, was die gelehrten Herrn mir mitteilten, ich arbeitete neben meiner Bartschere rastlos in der Heilkunde der äußeren Krankheiten. Ach, dieses dauerte nicht lange, so hörte auch da mein Glück auf zu blühen. Herzog Carl starb und mit ihm die Akademie. Die Auswahl rückte heran, und ich sollte nach Markgröningen, um dort zu sehen, wie man die Muskete zu tragen die Ehre haben könne.

Ich meldete mich als Feldscher bei Herrn General von Pfuhl. Er: „Es wird nichts daraus, es sind bereits 72 da, und man braucht nur 4 Subjekte, zudem werden alle examiniert und nur die brauchbarsten angestellt“. –

Ich: „Ja Herr General, das ist mir eben recht, durchs Examen wünsche ich es zu erhalten,

denn durch gute Freunde erhalte ich im Leben nichts!“

Er: „Das ist brav, ich schreibe ihn aus, man wird es ihm vom Kriegsrat aus sagen lassen, wann das Examen abgehalten wird.“

#### *Saal im Hopfengärtnerischen Hause:*

Ich wurde gleich nach vier Tagen zum Examen berufen. In dem Saal befanden sich 74 gelernte Barbiergesellen und warteten mit gleichen Gesichtern der Dinge, die da kommen sollten. Mir war nicht bange, denn ich sah nicht einen, der nur einmal durch den Saal der Akademie gelaufen wäre, ja ich war sogar mitwillig und gratulierte dem Größten, aber auch Dümme- sten im voraus zur Stelle eines Grenadier-Feldschers!

Klein, Hopfengärtner, Reiß und Jäger erschienen und alle Herzen schlugen um 75 Schläge in einer Minute mehr. Auch das meini- ge war nicht ganz ruhig, denn aufrichtig gestan- den – hier galt es entweder die Lanzette oder die Muskete zu tragen. Vor letzterem hatte ich viel Respect!

Ich saß ganz unten im Saal und man sah mich kaum. Es wurde immer bei den oberen gefragt, aber zu meinem Trost erschienen keine Ant- worten. Trotzdem rief mich niemand auf. Als es einmal so lange stockte, kam ich ungerufen mit einer tüchtigen Stimme an. Endlich fragte Jä- ger (der ein blödes Gesicht hat), wie der heiße, der eben geantwortet. Ich: „Flander“! (Ach so der!) Ich wurde sehr dreist und überschrie mei- stens die andern, ohne das furchtsame Grausen. Das Examen war zu Ende und wir gingen nach Haus. Nach 14 Tagen bekam ich Befehl, mich bei dem Commandanten der 1. Compagnie von Koseritz als Chirurg zu melden. Gleich den zwei- ten Tag erschien mein Vater in der Hauptstät- terstraße mit einer traurigen Miene: „Ach komm mit, Friederle, die Markgröninger wollen

ohne dich nicht sterben.“ Ich: „Vater, zu spät, ich bin schon Soldat!“ Er erschrak, aber bald wurde er wieder fröhlich und wir tranken ein gutes Glas Wein.

Nun war mein einfältiger Nebengesell in Verlegenheit. Aus Scham, im Examen nichts gewußt zu haben, ging er von Fricker weg. Ach, der gute Mann war damals krank, und ich mußte auch gehen, allein ich verließ ihn erst, nachdem er wieder neue Gesellen hatte, rasierte seine Kunden noch 14 Tage mit dem Feldzeichen auf dem Hut, gab ihm aber zu verstehen, daß nicht der Rock, sondern das darunter steckende Herz den Menschen ausmache. Und habe ich je einen Rock getragen, an dem ich mich zu schämen hatte, so war es der, durch welchen ich sein Zutrauen erhielt, denn er war auf Unkosten seiner Familie verfertigt worden. – Er weinte bei meinem Abschied, was er nach Aussage seiner Frau noch bei keinem getan hatte.

Nach drei Wochen meiner Annahme mußte ich 500 Mann an den Rhein begleiten und kam nach dem zu meiner Compagnie, die in Stuttgart blieb, wieder zurück.

Bei dem Abmarsch kam manches Mutter-söhnchen von Markgröningen nebst seinen weinenden Eltern zu mir, um sich um eine hohe Protektion zu empfehlen. Ich hielt ordentlich Wort, denn als Arzt mußte ich bestimmen, wer fahren dürfe. Ich sagte alle Markgröninger krank, und sie fuhren alle bis nach Kehl. Die rührende Scene beim Abmarsch, der Abschied so vieler Eltern von ihren Kindern, – einer heulte, der andere jauchzte, – mag ich nicht beschreiben. Ich hatte keinen Abschied zu nehmen, meinem Vater und meiner Mutter war der Abschied unbekannt, und Stuttgart hatte wenig Reiz für mich, weil ich keinen Menschen nach meinem Herzen dort kennen lernte.

Die Trommel schlug Marsch, die Soldaten nahmen Valet, ich setzte mich auf mein Pferd



und stolz wie ein Feldmarschall, ritt ich hinten drein und sprach meinen Markgröningern, die wie die Hunde heulten, Mut ein etc. Ging es durch einen Ort, wo aller Augen auf uns gerichtet waren, so sah ich nur auf die Mädchen. Hielt mich dann eine Schöne ihres Anblicks würdig, rasch zog ich den Zaum an, gab den entgegengesetzten Sporn, und das Pferd mußte steigen, es mochte wollen oder nicht! Ach, da hörte ich oft laut ein Mädchen zum andern sagen: „Ei, der junge Mensch muß auch schon an den Rhein, um sich erschießen zu lassen!“ – Oh, ein solches Mitleid tat so wohl, daß ich mit keinem Erdengott getauscht hätte!

Die Nachtquartiere waren bei mir meistens gut. Ungewohnt eines so freien Lebens, war ich

beinahe vor Freude außer mir. Ich durfte nur befehlen, wo ich sonst nichts als gehorchen gewohnt war. Die ganze Nacht über tanzte ich, und doch war ich bei Tag wieder munterer als jemals.

### *Gefährliche Zeit, Flander, vor deine Tugend!*

Ich war damals 19 Jahr alt, gesund wie ein Naturmensch, eine volle Schüssel, ein gut Glas Wein, lustige, ach, nur zu lustige Gesellschaft reizten meine Phantasie. Oh Dornstädt! Beinahe hatte ein zweitägiger Aufenthalt mich und ein anderes unschuldiges Geschöpf unsere Unschuld gekostet! Wenigstens meine Seelenruhe dahin genommen. Aber nein, der Aufenthalt war zu kurz und mein zärtlicher Gegenstand ebenso unschuldig wie ich. Wir kannten bloß die Gefühle, aber keine Laster.

Bald nach meinem Abmarsch dachte ich traurig auf meinem Pferd nach über das kurz Vergangene, und schnell wie ein Blitz fielen mir die guten Worte meines König wieder ein: „Erfülle Dich, scheinst Du zu wanken, oft mit dem mächtigen Gedanken, die Unschuld ist der Seele Glück! Einmal verscherzt und aufgegeben, verläßt sie Dich im ganzen Leben, und keine Reu' bringt sie zurück!“

Nach Übergabe unserer Mannschaft mußte alles zur Kriegsfahne schwören. Ein großer Trupp auf einem kleinen Raum. Die fürchterliche Hitze des ganzen flachen Landes, Bezirks Kehl, machte mehrere Soldaten ohnmächtig. Wie ein Blitz nahm ich dem neben mir stehenden Bauern seinen Hut und schöpfte Wasser in der Kinzig und begoß sie damit. Als sie wieder erwachten, gab ich jedem einen 24er mit dem Ausdruck: „Trinkt einen Wein!“ Diese Großmut eines Feldschers freute den dabei stehenden Commandanten und er lud mich zur Tafel.



Meine Rückreise mit den übrigen transportierenden Offizieren geschah nach einer Woche, und wir kehrten nach Stuttgart zurück. Nun fing von Neuem mein Studieren an!

### *Stoll, Klein und Morstatt!*

Oh, ihr unvergeßlichen Lehrer! Ach, der Himmel lohne Euch! Auch Zeugnisse gabt ihr mir, daß ich euer bester Schüler sei. Diese sind's, die mir meinen Weg bahnten, Reisegeld zu erhalten. Oh, als Heiligtümer will ich sie aufbewahren!

Du, lieber Klein, du brauchtest mich zu Deinem Gehilfen bei allen Operationen, Du lehrtest mich, Menschen beizustehen, oft war ich Dein Werkzeug, wodurch Du in Deiner Güte der Dürftigkeit Gutes tatst!

Stoll und Klein, ihr seid es, die mir Reisegeld verschafft, die schöne Wissenschaft der Heil-

kunde in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen! Woher nehme ich Worte, euch zu danken!

Doch nein, – Männer wie Ihr – spielen nicht mit Worten, Taten müssen es sein, und diese sollen Euch von mir werden, da sei Gott mein Zeuge! So lang ich denken kann, will ich mit allen Kräften der leidenden Menschheit beistehen, retten, wo ich kann, nur Vermögliche sollen mich nach Verdienst lohnen mit Geld.

Aber ihr Armen, auch für euch ist Platz in meinem Herzen, auch ihr sollt mit zerlumpte Kleidern einen Bruder, einen Freund an mir finden! Und hab ich dann der Gattin ihren Mann, den Kindern ihre Eltern, der verzweiflungsvollen Mutter ihren kranken Säugling, die mit dem Tod ringende Gebärerin, sie und ihr Geschöpf dem Mann gerettet, dem Blinden sein Gesicht wieder gegeben und euer schöner Dank wird mir dafür zum Lohne, oh, so wird euch mein Herz sagen: Dieser Dank gehört nicht mir, sondern meinen Lehrern, er falle auf sie und ihre Kinder zurück, denn ohne sie wäre der arme Flander ein Mensch, weniger als 100 andere geworden!

Während dieser Zeit hatte ich das Glück, bei einer Compagnie zu stehen, wo auch Herr Lieutenant Mayer stund, welche Compagnie in Stuttgart die Feldgage bezog. Damals stund ich so gut, wie jetzt als Regiments-Arzt. Alle fünf Tage erhielt ich fünf Pfund des schönsten Brots. Dieses schickte ich pflichtmäßig meinen Eltern nach Markgröningen in einem Sack, gesiegelt. Niemand wußte, was es sei, und das übrige Geld, das ich nicht zu Büchern und Kleidungsstücken brauchte, schickte ich ebenfalls meinen Eltern zu.

Damals kostete der Laib Brot 30 Kreuzer. Ich war glücklich! In dieser glücklichen Lage entspann sich für mich eine unglückliche Liebe, die mir jahrelang meine Seelenruhe kostete. Als die Franken über den Rhein kamen, zog ich mit

zu Feld mit schwererem Herzen als das erste Mal an den Rhein, nicht aus Furcht vor dem Tod, wahrlich nicht, denn vor diesem kannte ich kein Furcht.

Dieser Feldzug, wie aus der Geschichte bekannt, war für Württemberg von keiner langen Dauer, allein ich mußte hernach auf den in Belagerungszustand versetzten Hohentwiel und dort drei Monate sein, während mich die Angst für mein Vaterland, das in Händen eines zügellosen Feindes war, beinahe umbrachte. –

Ich war zwar ein ziemlich guter Chirurg und Aconcheur, aber kein Arzt für innerlich Kranke, denn von der inneren Heilkunde wußte ich so viel, als mein ehemaliger Regimentschirurg Reichenbach, der eben auch mit gutem Gewissen sagen konnte, ich habe keine Schuld an dem Tod meines Patienten. Ein Kommando von 300 und mehr elender Gefangener, welche über die Schweiz kamen und als krank die nächste Grenzfeste aufsuchten, waren der Gegenstand meiner ärztlichen Pflicht und mein Spital auf dem Hohentwiel wurde mit sehr schwer Kranken angefüllt.

Oh, nie werde ich die Verlegenheit vergessen, in der ich mich befand, ohne medicinische Kenntnisse das Zutrauen aller Officiere und Soldaten zu besitzen. Hier stund ich oft am Bette meiner Kranken, ohne zu wissen, was ich tun soll, um nicht mehr zu schaden, als zu nützen. Wäre hier ein „Klein“ gekommen, zu Füßen wäre ich ihm gefallen und hätte ihn mit Tränen gebeten: „Helfen Sie mir, meine Kranken zu retten!“. Ich bin unschuldig, ich habe ja nie Gelegenheit gehabt, die inneren Krankheiten zu hören. Aber das half nichts, ich mußte die Miene der Gelehrsamkeit eines Hypokrates aufsetzen, um meine Verlegenheit nicht preis zu geben. Oft fiel ich in meinem Zimmer auf die Knie nieder und bat den Allmächtigen um Hilfe, damit doch kein Sterbender auf mein Gewis-



*Ein Conventions-  
thaler, geprägt im  
Geburtsjahr Flan-  
ders unter Herzog  
Carl Eugen († 1794).  
Diese Thaler wurden  
nach der Münzcon-  
vention zwischen  
Österreich, Bayern  
und Schwaben ge-  
prägt, ein Thaler  
hatte den Wert von  
2 Gulden, 24 Kreuzern.*

*Zeichnung von  
M. Leiberich nach  
einem Fundstück aus  
einem Markgröninger  
Garten, natürl.  
Größe: 18 mm Ø.*

sen komme. Es war gewiß nicht meine Kunst, ich gab ihnen brav Wein und Fleisch und es starb mir keiner.

Von da kam ich wieder nach Stuttgart zurück. Sehr viele altgediente Chirurgen erhielten, weil man ihrer nicht mehr bedurfte, den Abschied. Auch viele junge hatten dieses Schicksal, aber ehe ich ankam, ward ich wieder angestellt. Welch guter Freund dieses während meiner Abwesenheit bezweckte, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß es keiner gewesen sein kann, der Schmeichler und Kriecher liebte, sonst hätte ich schon lange vorher meinen Abschied erhalten. Ich setzte nun in Stuttgart aufs Neue mein Studium fort. Nach Verfluß eines Jahres riet mir mein unvergeßlicher Stoll, Gelegenheit zu suchen, eine hohe Schule zu frequentieren. Damals war die Klosterkrankenwärterstelle in dem Tübinger Stipendio erledigt. Um diese Stelle bewarb ich mich, indem sie mir Gelegenheit schaffen konnte, alle medicinischen Collegen zu hören, und der Name „Krankenwärter“ tat bei mir nichts zur Sache. Diese Stelle hatte der Kirchenrat zu vergeben. In diesem hatte ich einen, der mich kannte, und das war der Herr Expeditionsrat König. Auf den setzte ich mein ganzes Zutrauen. Allein Herr Direktor von Höchstetter kannte meinen Namen nicht, auch war mir die Tugend meiner Schwestern zu lieb, sonst hätte ich sie ihm als Magd und Buhldirne zugeführt. Auf diese Art hätte ich zur Stelle eines Expeditionsrats im kirchenrätlichen Departement gelangen können.

Wüßte ich als Naturkundiger, aus welchen Stoffen der menschliche Körper zusammengesetzt, so würde ich behaupten, Höchstetter sei aus einem Convolut von Falschheit, Stolz, Eigennutz, Wollust und Cabalen zusammengesetzt, aber so kann ich nur aus den ins Gesicht fallenden Erscheinungen auf das nur schließen. Denn solange die Natur dem Sterblichen einen

Vorhang über ihre Geheimnisse zieht, so müssen wir in den Vorhöfen verweilen und werden vielleicht nie das Glück haben, in ihr Heiligtum zu blicken. Kurz, die Erfahrung lehrte mich, daß er obige Laster alle besitzt. Dieser Mann ist's, vor dem ich kroch, schmeichelte etc., was ich sonst nie tat und niemals tun werde. Ich bediente mich aller Künste, um ihn zu gewinnen, aber alles umsonst! Er gab mir sein Wort, es solle nicht fehlen, es sei so gut als besitze ich die Stelle. So zog er mich ein halbes Jahr hinaus, der Elende, ich war voll Hoffnung, bald jetzt meinen Wunsch erfüllt zu sehen, ein Arzt zu werden. Ich war betrogen. Das Kirchenrats-Collegium schickte mir folgende Signatur zu: „Da der Militär Chirurgus Flander sich um die Klosterkrankenwärterstelle bewirbt, in seinem Exhibito aber immer vorschützt, sie in der Hinsicht zu wünschen, damit er Gelegenheit hätte, seine Kenntnisse in Tübingen erweitern zu können, so nimmt das Kirchenkollegium Abstand, ihm dieselbe zu übergeben, da der Dienst aus Studienbegierde vernachlässigt werde. Er wird hiemit aufgefordert, ohne alle Nebenabsicht, sich ihm ausschließlich zu wiedmen. Über dieses soll er sich schriftlich verantworten.“

Ich sprang vor Freuden beinahe in die Höhe, als ich mich überzeugt, daß ein Revers der Art nur hinlänglich seye, mein Glück zu gründen, denn wie leicht es sei, alles zu erfüllen, war ich überzeugt, indem ich bei meinen sonst so vielen Militärgeschäften immer noch studieren konnte, warum nicht hier! Überzeugt, daß die Theologen in Tübingen ebenso organisiert wie meine Soldaten, mithin auch nicht alle auf einmal krank werden. Ich schrieb folgendes in die Kanzlei:

„Wenn Eure herzogliche Durchlaucht die höchste Gnade vor mich haben, mir die Klosterkrankenwärterstelle in Tübingen zu übertragen, so mache ich mich zu allen Pflichten ver-





bindlich, dieselben so zu versehen, daß auf keine Art eine Klage gegen mich einlaufe. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Eure Herzogliche Durchlaucht mich keineswegs hindern werden, meine übrige Zeit dazu anzuwenden, mich vor die Zukunft zu einem nützlichen Mitglied meines Vaterlandes und der leidenden Menschheit zu bilden etc.“

Dieses wurde gleich übergeben, allein am nämlichen Tag noch wurde die Stelle an einen Menschen vergeben, der dumm wie ein Esel, stolz wie ein Pferd, aber Höchstetter hieß. Oh, dachte ich, daß doch Dein Name „Flander“ so selten, am allerwenigsten aber in der Kanzlei eines solchen Mannes zu finden ist. Nun ward mir klar, warum die Stelle ein halbes Jahr nicht besetzt wurde und der Klosterwärter noch ein halbes Jahr bleiben mußte. Dieser Höchstetter war in Würzburg und konnte da nicht vorher abkommen. Er ist noch an dieser Stelle. Was ich aber schrieb, bin ich im Stande, ihm ins Gesicht zu sagen.

Auf dieses unbillige Verfahren gegen mich verfügte ich mich abermals zu Herrn Rektor von Höchstetter, protestierte gegen dasselbe und forderte, daß unter den Competenten ein unparteiisches Examen angestellt werde und dem Kenntnisreichsten die Stelle übertragen werde. Höchstetter antwortete mir: „Mein Bester, die Stelle ist nicht so bedeutend, als daß nur ein Gelehrter darauf Ansprüche machen kann, ein moralisch guter Mann hat schon die Fähigkeit, dieselbe zu besitzen.“ Ich antwortete ihm: „Herr Direktor, an meiner moralischen Aufführung werden Sie ebenfalls nichts aussetzen haben, den Beweis geben Ihnen meine beigebrachten Zeugnisse.“ Ich war fertig und konnte gehen.

Noch hörte ich nicht auf, alle Wege anheischig zu machen, durch welche ich zu meiner Unterstützung gelangen konnte, welche mich

in den Stand setze, auf einer Universität vollkommen studieren zu können.

Stoll machte mir einen neuen Vorschlag, nemlich in meiner Angelegenheit an Serrenissimus zu appellieren, damit mir aus der Fondkasse, welche vor militärische Söhne zu Reisegeldern bestimmt, so viel zufließe, und von welchen ich nach meinen Leistungen die gerechtesten Ansprüche zu machen hätte. Das tat ich. Um aber meinen Zeugnissen noch mehr Gewicht zu geben, bat ich meinen Commandeur, Herrn General Mylius, um ein persönliches Zeugnis. Der brave Mann tat es gern und versprach mir dazu noch seine persönliche Verwendung.

Serrenissimus schickte mein Memorial an den Kirchenrat zum Gutachten zurück. Höchstetter berichtete, bei der wirklich leeren Fondkasse könne meiner Bitte unmöglich entsprochen werden. Serrenissimus befahlen ausdrücklich, daß nächstes Jahr mir ein ausgiebiges Reisegeld zu geben sei.

Mit Ungeduld erwartete ich Georgii, allein, ehe noch Lichtmeß kam, bekam aus der nämlichen Kasse ein junger Paulus, Sohn des Oberamtmanns von Schorndorf, 600 Gulden.

Hier sah ich schon, daß ich nicht nach dem Willen Serrenissime der erste zu sein, behandelt wurde, und da ich schon so oft geprellt worden, traute ich nimmer, ging gleich zu Mylius und erzählte ihm das Vorgefallene.

Er verlangte von mir den gegebenen herzoglichen Befehl an den Kirchenrat, aber das war schwer, denn bei Cassation darf kein Canzlist etwas aus der Registratur geben. Auch da suchte ich Wege. Ich behandelte einem armen Teufel namens Wagner, Sekretär im Kirchenrat, seine Kinder an den Flecken. Ich nahm nichts vor meine Bemühung. Dieser verschaffte mir sämtliche Akten und Befehle, ich brachte sie Mylius mit der Bitte, meinen Geber und nachmaligen



Gewattermann nicht unglücklich zu machen. Auch machte mich dieser Mann mit allem bekannt und zeigte mir alle Schleichwege, durch welche Höchstetter wirkte.

Auf dieses hin gratulierte mir Mylius schon im voraus auf ein gutes Reisegeld, und bat, in der nämlichen Angelegenheit den Höchstetter selbst, welcher mich bis Georgi zur Geduld verwies. Diese Zeit kam herbei, allein es erfolgte nichts und mein Gönner, General von Mylius, reiste in herzoglichen Geschäften nach London. Ich erwartete den 17. Mai, mahnte an, es erfolgte nichts. Endlich machte ich ein neues Memorial an Serrenissimus und statt 300 Gulden erhielt ich 100 Gulden mit der Bemerkung, es sei nicht notwendig, damit zu reisen, ich könne sie in Stuttgart verbrauchen. —

Mit dieser Summe von 100 Gulden und den dazu von Markgröningen als Stipendium erhaltenen 50 Gulden nahm ich meinen Abschied vom Militär und reiste aus Lernbegierde, ohne Sorgen vor die Zukunft, nach Wien.

Briefe und schöne Zeugnisse an einige bedeutende Ärzte in Wien gaben mir die scheinbare Hoffnung, auch mit einer kleinen Summe meinen Zweck zu erreichen.

Diese nämlich sollten mir in das dortige Militärspital mit freiem Holz, Logis und etwas Gehalt verhelfen, wo ich nach meinem Dienst noch so viel Zeit habe, dieses fürtreffliche, mir ewig unvergessliche Institut, die Wiener Hochschule, zu benützen.

Ich kam daselbst an und mein Vermögen bestand noch in 130 Gulden. Ich producierte mich dem dort dirigierenden Stabsarzt, aber leider hatten meine Briefe und Zeugnisse auf den rohen Wiener so wenig Einfluß, daß er sie kaum eines Blickes würdigte, doch aus Interesse für seinen Dienst tat er folgendes: „Mein Lieber, Sie besitzen schöne Zeugnisse und sind mir gut reccommandiert um dessen willen will ich sie unter die Tironen in das blaue Haus aufnehmen, gehen sie auf Numero 15 in dasselbe. Sie haben nebst Logis, Holz und Licht monatlich 17 Gulden Gehalt, und wenn ein Transport junger Ärzte zur italienischen Armee abgeht, so sollen Sie der erste sein, den ich mitschicke.“ Ich: „Herr Stabsarzt, das ist nicht mein Zweck, ich möchte hier gerne Dienst machen, um Gelegenheit zu haben, auf der Akademie zu studieren, und ich bitte Sie in dieser Hinsicht, mich zuzulassen, ich will deswegen auf die monatlich 17 Gulden verzichten.“ Er: „Nun meinethwegen!“

Ich ging auf mein mir angewiesenes Zimmer Nummer 15. Was fand ich? 17–18jährige, aus der Lehre von Schuhmacher, Schneider und Barbieren entlassene rohe Burschen, mit diesen sollte ich gleiches Schicksal und Collegien

nr 62  
1704

Marggöningen

Contractus

Dasigen Gerichts Protocolli

den 28. mai 1704.

Herr Obramtman  
Ehrl. proponirte:

Es gedenke das allfinsige  
Burgarb Hofe Friederich  
Flander, welcher sich der  
Chirurgie widmet und  
nach dem Zeugnis  
des Herrn Reichs-Chirurgi  
Ratmann in Nulsgardt,  
insuliche Fortschritte  
dasselbe gemacht, zu  
Ausbildung in solch  
seiner Wissenschaft  
nicht (Waise) nach Wien  
zu reisen und dort  
auf medicinische  
Collegia zu frequentiren

Es fusth aber dinsten  
Wunsch an das nöthige  
Mittel, sich ein  
solch Vorhaben abzu-  
setzen, und so fusth das  
das er von seiner  
Veltnerstadt ab, wurde  
indulgent verordnet.

Conclusum.

Man wolle dem Herrn Hospital-  
ratmann Kraus legitimirt sein zu  
Prosecution seines Vorhabens, das  
jenige was er an demselben  
willigen Stipendio nach gut  
Person fact auf einmal zugew  
Anweisung abzugeben.

Eidem Contractus  
J. Hartmann abt, 1704,  
Lang

Das Stadtgericht beschließt, Flander die restlichen 50 Gulden in einer Summe auszubezahlen, damit er seine Reise nach Wien antreten kann.

haben. – Eine böse Vorbedeutung, die im Augenblick noch böser wurde. Die Buben wollten mich, trotz meines guten Anzugs nicht einmal in ihr Zimmer nehmen. Sie sagten mir auf eine grobe, wienerische Art, jeder Hergelaufene werde doch zu ihnen einquartiert.

Ich hielt sie keiner Antwort würdig und ging. In dem Gang erblickte ich auf einmal einen Württemberger. Gott! Wie groß war meine Freude! Es war ein ehemaliger Schüler, dem ich oft auf meinem Zimmer in Stuttgart, wo derselbe Barbiergeselle war, Unterricht in der Knochenlehre gab. Er wunderte sich, daß ich den Abschied in Württemberg genommen und hier in das abscheuliche blaue Haus gehe. Er nahm mich auf sein Zimmer und zeigte mir, wie ich mich betrogen hatte, daß ich hier nichts lernen könne, weil hier für die Buben besondere Collegien und nicht die der akademischen Professoren seien, die sie hören dürfen. Die Collegien seien nur für Anfänger, wozu man noch die meisten Zöglinge mit dem Corporalstab treiben müsse. Ich wollte übrigens der Sache selbst auf den Grund gehen und mir dann erst einen andern Plan vorzeichnen.

Den folgenden Morgen wurden wir von unseren Strohsäcken wie die Hunde in das Spital aufgejagt. Ich ging auch dahin, oder mußte vielmehr, machte einige – wie ich glaubte – schöne Verbände, aber niemand würdigte oder prüfte mein Machwerk.

Oh, dachte ich, mit Kenntnissen kann man sich weiter nicht bedeutend machen, wohl aber durch Verleumdung seiner Kameraden und durch erbärmliches Kriechen. – Hier hast du die menschliche Behandlung zu erwarten wie die, welche nichts können.

Des mittags wollte ich den mir aus seinen Schriften bekannten Henk in dem akademischen Hörsaal hören. Beim Eintritt in denselben kam mir ein Lümmel von Oberarzt entgegen.

Er: „Wo wollt's hin?“ Ich: „Mein Herr, erlauben Sie mir vorher diese Vorlesung zu hören.“ Er: „Der Dienst geht vor dem Lernen, gehen Sie gleich!“ Ich: „Mein Herr Oberarzt, bei mir ist gerade der Fall umgekehrt, ich fühle gar keinen Beruf, Ihnen den Briefträger zu machen. Um Ihnen hievon morgen oder besser heute noch, bitte ich um meine Entlassung.“ Ich blieb. Den andern Morgen führte mich eben dieser zum Stabsarzt: „Warum wollen Sie schon wieder fort?“ Ich: „Es gefällt mir nicht!“ Er: „Ei, das ist ein Pfiff von Ihnen gewesen! Sie glaubten hier Gelehrter ohne eigene Kosten werden zu können.“ Ich: „Das war mein Wunsch und denselben zu erfüllen, bitte ich um meine Entlassung.“ Ich erhielt sie.

Froh und leichten Muts, aus einer ägyptischen Sklaverei befreit zu sein, wanderte ich meine Straße und besah und schenkte der großen Wiener Stadt und ihren Einwohnern meine Aufmerksamkeit und fand nach hinlänglich ausgestandenen Rippenstößen von den höflichen Wienern meinen Freund, Instrumentenmacher Schnell, den ich unterwegs zurücklassen mußte. Wir beiden Kreuzbrüder fanden durch das höchst zufällige Wiedersehen ein eigenes Entzücken.

Beide sahen wir uns nach einem Obdach um, welches wir in einem Hause fanden. Ich ließ mich bei der Josephs-Akademie einschreiben als Student. Du großer Joseph, Deine schöne menschenfreundliche Einrichtung ließ mich hier als Fremdling unentgeltlich Weisheit hören!

Ich rechnete mit meiner Kasse und fand in derselben 125 Gulden. Ach, diese sollten für ein Jahr mir alle menschlichen Bedürfnisse befriedigen! Aber wie? – Monatlich 30 Gulden für Logis und Holz! Pfui, ein junger Kerl braucht das nicht. Lichter! Für die werden Rat im Winter und bei langen Nächten werden. Wasch,

No. 64.  
 Fol. 104<sup>6</sup>

Die h. Johann'spital von Leipzig  
 bestätigt und billig geneigt: Rezeptate  
 an unentgeltlich Appendo  
 so sollen Kost  
 mit

50 Gulden  
 fünfzig Gulden

Nach der Unterzeichn. Geung.  
 d. 20. Juny 1799.

J. Flander Chirurgus

Flander quittiert den  
 vollen Rest von  
 50 Gulden.

Schuhmacherlohn und Kost, das muß sein.  
 Sonst fühle ich keine Bedürfnisse.

### Arbeit

Morgens 5 Uhr, Sommer wie Winter in das große Spital, um Kranke zu sehen. Von 7 bis 8 Uhr Klinik. Von 8 bis 10 Uhr Vorlesungen. Von 10 bis ein Viertel 12 Uhr einen Weg eineinhalb Stunden von der Universität bis in den Vorort. Dort dem großen Chemisten Chaquin zu hören, so sprang ich zwei Jahre hin und her. Nachmittags von 3 bis 8 Uhr Sommer wie Winter Vorlesungen.

Die Kost: Morgens 5 Uhr ein Stück Brot für 7 Kreuzer, ein Glas Wasser. Mittagessen Wein

und Brot für 7 Kreuzer. Nachts Brot und Wasser wie in der Frühe, und eine Stunde bei meinem Seelenfreund Schnell.

Ach, mein Freund Schnell konnte nicht begreifen, wie ich so gesund bei meiner schmalen Kost bleiben konnte. Er wollte mir abends von seinem Wein und Brot mitteilen, aber ich schlug es aus mit der Bitte, mir doch meinen Gaumen nicht zu verderben, er würde sonst alle Abend so befriedigt sein wollen. Ach, ich sah bei dieser Äußerung ihm Thränen über die Wangen tröpfeln. Er hatte aber unrecht, denn war je ein Mensch mit seiner Lage zufrieden, so war es Flander. Ich träumte von der Zukunft, da wollte ich erst die Früchte meiner jetzigen karglichen Aussaat ernten.

Der folgende Winter war fürchterlich kalt, die Hörsäle bei 24 fl. Holz nicht sehr warm, aber viel kälter war mein Zimmer; meine Kleider zwar nicht zerrissen, aber fürchterlich leicht. Ein aschfarbiger Oberrock, wie ich jetzt noch einen trage, aber leichter, bedeckte meine nicht ganz schönen Beinkleider und Weste. Da muß ich gestehen, da fühlte ich doch etwas meine Armut. Oft waren mir im Hörsaale die Armgelenke so steif, daß ich kaum noch schreiben konnte, nichts desto weniger schwänzte ich Collegien, oder änderte meine Kost.

So arbeitete ich rastlos ein dreiviertel Jahr. Der Winter war zu Ende und jährliche Prüfung. Wie glücklich war Flander entschädigt vor den ganzen Winter! Ich erhielt unter so vielen Schülern, 200 in 4 Klassen eingeteilt, die 1. Klasse in meinem Zeugnis, das 2. Jahr Eminentis der 1. Klasse. Ach, ich besitze diese Papiere noch, sie sind mir mehr als alle Kapitalbriefe!

Mit dem ersten Zeugnis ging ich zu Herrn Baron von Bühler, Gesandter von Württemberg, und bat ihn bei meiner erschöpften Kasse so lange um Vorschuß, bis mein Reisegeld, welches nach dem mündlichen Versprechen Hoch-

stetters bei gut überschickten Zeugnissen, auf 300 Gulden erhöht werden soll.

Bühler, Du großmütiger Mann, Du gabst mir Vorschuß und alle Mittag Essen, auch schickte er durch eine Gelegenheit meine Zeugnisse, Memorial, mehrere Briefe an Klein und Stoll etc., an Herrn Direktor Höchstetter, seinen Schwager, mit einem sich für mich verwendenden Schreiben.

Trotz meiner Hoffnung, jetzt 300 Gulden zu bekommen, blieb's immer noch bei meiner nämlichen Lebensart, denn ich mochte doch nicht so viel entleihen, bevor ich nicht überzeugt, wie viel mir die Großmut Höchstetters aus meiner vaterländischen Kasse zufließen ließ.

Nach sechs Wochen schrieben mir Klein und Stoll, sie haben Briefe von mir erhalten, woher wissen sie nicht. Sie seien postfrei gewesen und ein Kanzleibote hätte sie gebracht Der Inhalt meiner Briefe hätte aber nicht entsprochen, denn weder Höchstetter noch jemand wolle von Zeugnissen wissen, die dabei gewesen.

Nun ging mir ein fürchterlich Licht auf. Der dumme Hochstetter übergab die Briefe und leugnete die Zeugnisse. Oh Edelmann, Du schändest die Verdienste Deiner Voreltern, ladest 1000 Seufzer und Flüche – vielleicht des ärmsten aller Studenten auf Dich! Pfui, schwarze Tat, die, wenn sie nicht die Welt, doch einst der große Weltenrichter ahnden wird!

Mit dieser Hiobspost ging ich brühwarm zu Baron von Bühler und legte ihm die Briefe vor. Er: „Lieber Flander, seien Sie ruhig, hier lesen Sie.“ Er gab mir einen Brief nämlicher Zeit wie die meinigen datiert von Herrn Direktor von Hochstetter folgenden Inhalts: „Mein l. Schwager! Ihre Briefe habe ich erhalten und mit Vergnügen Ihr Wohlbefinden daraus ersehen Auch habe ich diese schönen Zeugnisse des jungen Flanders erhalten und bin um so mehr erfreut,

ihn ausgiebig unterstützen zu können, weil er mir von Ihnen so empfohlen worden etc.“

Ich war damit zufrieden und holte Geld bei meinem Wohltäter, wenn ich Mangel daran hatte. Es verflossen dreiviertel Jahre, ohne daß ein Kreuzer Geld anlangte und zu meinem großen Verdruß kamen drei Musensöhne Württembergs mit kirchenrätlichen Geldern ausgerüstet, welches schöne vaterländische Gold an die Metzen Wiens verschwendet wurde. Ach Gott, dieses donnerte mich zu Boden! Oh, dachte ich, so Vaterland wirst Du betrogen! Diese Nichtswürdigen kommen anstatt mit Kenntnissen, erschläfft, mit entnervtem Körper zurück, erhalten bei ihrer Ankunft gleich die besten Stellen im Staat, und wer ist betrogen? Du, leidende Menschheit! Mit Deinem Leben spielen sie einst aus Unwissenheit!

Zu diesem kam noch der traurige Vorfall, daß mein Gesandter vier Wochen auf dem Lande war. Seine Bedienten sahen, wenn er nicht zu Hause war, wie auf einen Bettler auf mich herab. Hungrig, durstig, an Leib und Seele erschöpft, kam ich an einem schwülen Tag in meinem Wirtshaus von der Tierarzneischule an, ohne einen Heller Geld zu besitzen; borgen einem Studenten das war nicht Sache der Wiener. Ach, und ich hatte nichts als meinen Freund Mops, und auch dieser erwartete schwänzelnd von mir seinen Mittags-Imbiss. Traurig dachte ich über die Vergangenheit nach und an die Zukunft, und wie ein Blitz fuhr mir ein tröstender Gedanke durch die Seele, ach, er war so süß wie ich niemals in allen meinen Leiden einen erhielt!

Menschen, – ich bin ein Mensch – wer je so gelitten und bei meinem Temperament nicht so gedacht, der lache. Der fürchterliche Gedanke war – Selbstmord! Ehe ich denselben ausführen wollte, ließ ich mir zu essen kommen, wahrlich nicht bloß für mich, sondern mehr für meinen



Freund Mops, denn ich konnte auch nüchtern sterben. Als ich mich so mit diesem Gedanken und mit einem Brief an Baron von Bühler beschäftigte, kam die alte Wirtin vom Haus, und da sie wußte, daß ich Mediciner sei, klagte sie mir ihr Leiden. Ich, wie aus einem Traum erwachend, klammerte mich an sie, examinierte sie und forderte Wein. Ich verschrieb ihr und ließ mir einen Gulden bezahlen nach dem Wienertrank, und verdiente von der Alten noch manches Mittagmahl. Nun erwachte wieder in mir Liebe zum Leben und zu meinem Fach. Ich bat meinen großen Schöpfer wegen meines Kleinmuts um Verzeihung.

Nach zwei Monaten kam Serrenissimus nach Wien auf der Flucht. Ich machte mit Erlaubnis meines Wohltäters ein Memorial an denselben und verschwieg auch nicht ein Wort von dem mir zugefügten Betrug. Kaum waren 14 Tage verflossen, erhielt ich folgendes, an den Herzog gerichtetes Schreiben von Hardeg: „Dem Oberamt Markgröningen wurde das Reisegeld von 100 Gulden vor den Flander – in Wien studierend – überschickt. Es muß dort liegen geblieben sein, es ist bereits Befehl ergangen, es an den Eigentümer nach Wien zu schicken.“

Eine Lüge, die ich vom ersten Augenblick an mit Briefen erweisen konnte.

Ich bekam zwar 100 Gulden, allein ich hatte vier mal mehr Schulden zu bezahlen an Vater Bühler, denn meine Bedürfnisse wurden das 2. Jahr größer, ich frequentierte die in Wien sehr teuren Privat-Collegien, auch ließ ich mich in eines einschreiben, das 22 Gulden kostete, ohne zu wissen, wie bezahlen, allein ich konnte mich nicht enthalten, alles zu lernen, was auch die reichsten Studenten Gelegenheit hatten zu lernen. Der Gedanke, wenn du es gehört hast, und es dann nicht bezahlen kannst, wer kann dir dies dann wieder abnehmen, tröstete mich, doch blieb ich keines schuldig. Auch meine Kleidungsstücke bewiesen mir, daß in der Welt nichts ewig sei. Diese mußten ersetzt werden, und so bekam ich eine Partie Schulden, daß mir davor schwindelte, doch mein Wohltäter hatte nicht bang davor. Ich sagte oft zu ihm: „Herr Baron, wenn ich sterbe, bekommen Sie nichts, denn mein Vater ist arm. Lebe ich aber, so bezahle ich mit Dank, denn dieses Kapital, das ich von Ihnen bekam, trägt mir einst hohe Zinsen!“

Das Kriegsglück – wie bekannt – verließ die österreichische Armee. Die Franken hatten das Glück, noch eine Tagreise vor die Tore Wiens zu kommen. In dieser verzweiflungsvollen Lage

ließen sich die klugen Wiener noch einfallen, Verteidigungsmaßregeln zu ergreifen. Zu diesen sollten auch die Herren Studenten das ihrige beitragen. Wer nicht wolle, solle in 24 Stunden die Stadt verlassen. Fataler Zustand vor mich. Keins dieser Mittel fand ich behaglich. Die Musquete trug ich nicht gern, am allerwenigsten aber für die unverschämten Österreicher, und doch: entweder – oder! In dieser Lage ging ich eben wieder zu Vater Bühler, allein der sagte: „Diesmal kann ich nicht helfen.“ Schwere Not! dachte ich, sollst du auch noch der Gegenstand eines österreichischen Corporals sein während des Exerzierens, das du vielleicht ebenso gut verstehst wie er. – Ich machte dem Gesandten den Vorschlag, er solle mich bei Verdenont empfehlen, welcher das Corps organisiere, damit ich als Arzt angestellt werden. Das ging!

Ich wurde bei den Studenten als Arzt mit monatlich 30 Gulden angestellt, durfte nicht schultern, und lernte, während sie exercierten, im Spital viele fürchterliche Verwundungen kennen. Oft stund ich in der Ferne, wenn meine Kameraden schulterten. Sie schrien: „Flander, tritt ein, Dir wird man nichts Besonderes machen!“ Ich: Brüderle, exercieret nur, ich will euch nach der Schlacht an euren übrigen Füßen im Herabschneiden exercieren!“ Wir lachten, denn keiner dachte, auch nur eine Kugel auf die Franken zu schicken.

Unter den geschlagenen Truppen waren bekanntlich auch Württemberger, ein Umstand, der meinem Schicksal eine ganz andere Wendung gab. Die Württemberger waren so unglücklich, daß in kurzer Zeit ein Faulfieber unter ihnen einriß, daß eine Menge derselben, mehr als auf dem Schlachtfelde, ein Opfer desselben wurden. Ärzte, alle, die sich der Unglücklichen annahmen, wurden ein Opfer derselben. Unter diesen Umständen schrieb Sere-

nissimus an das Sanitätskollegium nach Stuttgart von Erlangen aus, daß man einen guten Arzt aus Stuttgart herschicke. Allein, keiner von den Stuttgarter Herren Ärzten fand sich berufen, sich in Österreich begraben zu lassen. Nun wurde ich vom Sanitäts-Collegio als der Nächste der Armee in Vorschlag gebracht. Ich erhielt Ordre, mich dahin zu verfügen. Gern ging ich zu meinen Landsleuten, ihnen beizustehen, doch unter der Bedingung, nach vollendeter Arbeit wieder nach Wien zurückkehren zu dürfen, um meine Studentenlaufbahn ganz beendigen zu können.

Der brave General von Hügel und Major von Varnbühler nahmen mich wie einen rettenden Engel in dem Hauptquartier auf. Ich wurde so ausgezeichnet behandelt, daß dies schon hinlänglich gewesen wäre, mein Leben vor meine Brüder hinzugeben.

Ich erhielt die Erlaubnis, ein neues Spital anlegen zu dürfen, das monatlich 20 000 Gulden kosten durfte. Als der Corps-Befehl bekannt gemacht wurde, daß der ehemalige Compagnie-Chirurg Flander jetzt als dirigierender Arzt angestellt sei, ach, da wollten alle Soldaten, die mich noch kannten, in mein Spital. Dieses Zutrauen und das fürchterliche Elend, wo Haufen Kranke – in ihrem eigenen Kot schwimmend – angehäuft waren, ließ mich alle Gefahr der Ansteckung vergessen. Ich arbeitete Tag und Nacht, ach, und bald empfand ich die süße Lust meiner Arbeit!

Zwei Menschen, welche schon keinen Mund mehr aufmachen konnten, waren gleich in den ersten Tagen der Gegenstand meiner Freude. Da bei diesen keine Rettung vor menschlichen Augen mehr stattfand, so machte ich wenigstens Experimente mit ihnen. Um meinen Untergebenen den Ekel zu nehmen ging ich voran, wusch den Kot von ihnen ab, und brachte tüchtigst wirkende Arznei auf die Haut ihrer beina-

he entseelten Körper. Und ich hatte das Vergnügen, denselben nach einer Stunde wieder Arzneien durch den Mund beibringen zu können. Sie wurden gerettet und werden jetzt noch leben. Der brave Obrist von Obernitz war im nämlichen Ort und ist mein Zeuge.

Meine untergebenen Ärzte staunten über meine Versuche, ach sie unterstützten mich treulich, und einer meiner besten wurde nachher, als auch ich krank wurde, ein Opfer seines Fleißes und machte sein Weib zur Witwe und sein Kind zur Waise.

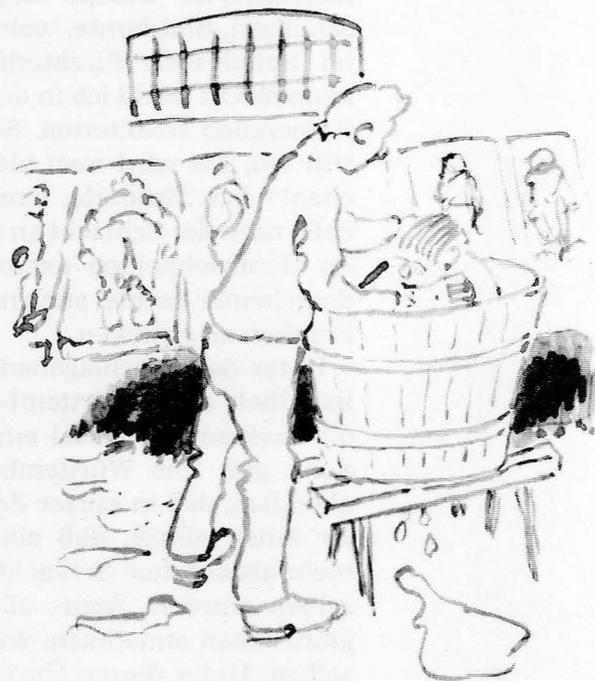
Die Soldaten schenkten mir ihr Zutrauen im höchsten Grad, großer Gewinnst vor einen Arzt, und meine Brüder betragen sich nicht so zu mir, sagt mir mein Herz.

In drei Wochen hatte ich von 200 Mann 150 Genesene und einen Toten, ein Unterschied zu einem Spital in Luxendorf, wo alle Tage vier, auch acht begraben wurden und das ganze Spital ausstarb. Ihr dirigierenden Ärzte! Nicht meine Geschicklichkeit war's, nein, mein Fleiß, und die Furchtlosigkeit vor dem Tod, meiner Pflicht eingedenk.

Nach so gutem Erfolg meiner Handlungen gab mir das General-Kommando das erste Hauptspital zur Direktion, Tirestein ist der Ort. Bei meiner Ankunft noch manches frische Grab, die Körper meiner Landsleute deckend. Dort übergab mir ein österreichischer Physikus, der um fürchterliches Geld nur bei Nacht einen Sprung herüber machte, wenn seine eigenen Geschäfte beendet waren. Über 400 Mann, seufzend, schmachteten nach meiner Ankunft, damit sie doch wenigstens bei Tag ihre Arzneien erhielten und nicht durch das Getöse der Ärzte um ihre wenige Nachtruhe mehr gebracht wurden. Sie glaubten, ich komme zum Heilen wie der ewige Welterlöser.

Wehmütig sahen auch die aus, die noch ihrer Sinne mächtig waren, ihre matten Hände streckten sie mir hin, und mit herzdurchbohrenden Blicken und Worten fragten sie mich: „Werde ich wieder genesen und so glücklich sein, mein Vaterland und die Meinigen wieder zu sehen?“ Ich versprach ihnen alles, vergab ihre Sünden, soviel es deren auch sein mochten, und hätten wir nicht einen Feldprediger gehabt, sie hätten bei mir kommuniziert. Dieses Zutrauen war mir genug, mich Tag und Nacht solch Unglücklichen aufzuopfern. Aber so viel ich mir auch Mühe gab, wurden in sechs Wochen doch 18 das Opfer. Doch dem Himmel sei Dank, so viel mir mein Gewissen sagt, ohne mein Verschulden. Ich tat alles, ja gewiß tat ich's.

Dann nach zwei Monaten, hatte ich das gleiche Schicksal, und eben so nahe stund es mir



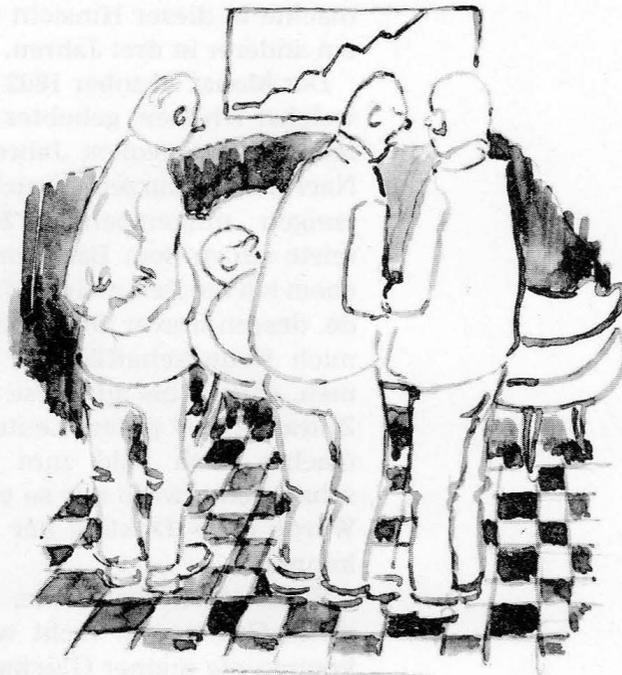
bevor, den gleichen Weg zu wandern, den 18 Brüder während meiner Behandlung wanderten. Doch bevor ich mich legen mußte, wurde mir noch das Vergnügen, 280 Genesene ins Vaterland heimfahren zu sehen. Stunde des Abschieds, hier erscheinst du mir in deiner ganzen Größe. Hier war ein herzlicher Händedruck, ein Lebewohl mein Dank! Manches Mädchen, manche Mutter oder Vater dankt es vielleicht jetzt noch meinem Namen! –

Meine Krankheit war äußerst heftig. Das Feuer der Hölle kann nicht ärger brennen, als ich es an meinem Körper empfand. Hier erst fühlte ich, wie es meinen armen Kranken gewesen sein mag, die verlassen von allen Freunden und Verwandten, ohne Trost eines teilnehmenden Freundes waren. Hier wäre die zarte Pflege einer weiblichen Hand, der erfinderische Geist in der Kunst, Speisen zu bereiten, die den Gaumen abkühlen, weit besser gewesen als die einfältige Verordnung eines unbarmherzigen Arztes!

Männer! Ihr seid nicht geboren, Kranke zu pflegen, nein, eure trockne rohe Behandlung hat nicht das Erquickende, wie die zarte Teilnahme eines weiblichen Geschöpfes!

Ich nahm keine Arzneien, Milch und Wasser waren meine Labsale. Es besuchten mich die Ärzte, die unter mir dienten, deren Untergebener ich einst war. Die Schadenfreude glänzte aus ihren Augen, ihr bedächtiges Achselzucken sollte meine Todesangst vermehren. Oh, ihr Elenden! Glaubt mir, Flander hat gelernt zu leben, auch weiß er ebenso zu sterben! Dann wird sein Tod so ruhmvoll sein wie der eines Helden auf dem Schlachtfeld, dann war er das Opfer seiner Leidenden!

Brüder, Ihr Mietlinge, ihr werdet in eurem Leben nie dem Tod so gleichgiltig entgegensehen können wie ich.



Mein wirklich unverdorbenen Körper besiegte das verheerende Contagium, ich genas nach 17 Tagen wieder und der Verlust meiner Haare allein zeugte, daß ich krank war. Serenissimus stellte mich als Regimentsarzt an. Ich verbat mir diese Anstellung, weil sie mich hinderte, meinen Studienplan fortzusetzen. Der gute Fürst billigte meinen Vorsatz und ließ mich die erforderlichen 9 Monate noch mit meinem ganzen Gehalt in Wien.

Jetzt war ich glücklich. Ein monatlicher Gehalt von 120 Gulden, den ich selbst noch 2 Monate in Wien bezog, tilgte beinahe meine Schulden. Frohe Zukunft sah ich voraus, denn ich war ja für dieselbe im voraus einer angenehmen Gage versichert. Jetzt lernte ich neben meinen Studien auch die große Wiener Welt kennen, ein Wunsch, der bei meiner schlechten Kleidung und leerem Beutel vorher unerfüllt blieb. Ich

machte in dieser Hinsicht mehr Erfahrung, als ein anderer in drei Jahren.

Der Monat Oktober 1802 hatte die Stunde, in welcher ich mein geliebtes Vaterland nach drei recht kummervollen Jahren wieder erblickte. Nach einem kurzen Besuch der Meinigen und einigen mitgemachten Herbstfeierlichkeiten reiste ich zu dem Bataillon von Obernitz, welchem ich die Zeit meines Urlaubs zugeteilt wurde, dessen braver Obrist und übrigen Officiers mich freundschaftlich in ihrer Mitte aufnahmen, die ich bis auf diese Stunde besitze. Das Zutrauen der guten Leute und meine Kunst machte mich bald zum glücklichsten Menschen. Ich erwarb mir so viel, daß ich bald die Würde eines Doktors der Heilkunde erlangen konnte.

Schorndorf, der zweite, und Ellwangen, der dritte Ort, trugen nicht weniger zur Vervollkommnung meiner Glückseligkeit bei.

Dank sei euch, gute Landsleute, die ihr den ehemals armen Flander zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht!

Ihr, liebe Eltern! Ich hab Euch in kurzer Abwesenheit bewiesen, was ich zu leisten fähig bin. Ihr sollt ferner die Früchte meines Fleißes genießen, Euer Alter will ich, so gut mir möglich, mit Blumen bestreuen!

Dir, liebe Mutter, will ich den vor mich erlittenen Kummer bis in den Herbst Deines Lebens mit Wohltun vergelten! Und scheidet einst Deine schöne Seele von hinnen, so werde ich mich nicht enthalten können, Dir eine zärtliche Träne des Danks zu weihen. Allein das frohe Wiedersehen in einer bessern Welt wird uns unendlich glücklicher machen!

Mein Vater! Gehst auch Du einst diesen Weg, so werde ich nicht weinen. Nein! ein Händedruck mit dem männlichen Versprechen: „ich bin jetzt der Vater deiner zurückgelassenen Kinder“ sei mein Abschied von Dir!

Dir, Allgütiger, sage jeder Pulsschlag, den ich fühle, meinen Dank für die schöne Bahn, die Du mir vorgezeichnet hast, um mich zum Menschen zu bilden. Leite mich ferner auf der Bahn der Tugend, und mach mich immer weiser! Laß mich alle Tage mehr die hohe Bestimmung meines Berufs fühlen, laß mich nie aufhören zu arbeiten, daß ich immer nützlicher werde, bis dann die schöne Stunde vor mich schlägt, wo ich Deiner reinsten Anschauung teilhaftig werde, wo ich ewig glücklich bin.

27. Dezember 1802

Johann Friedrich  
von Flander, Hof-  
und Amtsmedicus in  
Ludwigsburg, und  
seine 2. Gattin  
Louise Friederike  
Christiane geb.  
Scheuerlen.



### *Was wissen wir noch über Frieder Flanders weiteren Lebensweg?*

1802 wurde er von der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen zum Doktor der Medizin und Chirurgie kreiert und vom Medizinalkollegium zu Ausübung sämtlicher Fächer der Heilkunde ermächtigt.

Nach den Akten des Württembergischen Kriegsministeriums machte Flander als Regimentsarzt beim Regiment von Obernitz die Napoleonischen Feldzüge im Württembergischen

Heer mit, ab 4. Oktober 1803 unterbrochen durch eine Stadtpraktikus-Zeit in Schorndorf, ab November 1804 marschierte er erneut als Regimentsarzt aus im Württembergischen Leib-Cheveaulegers-Regiment (d. i. leichte Kavallerie). Zuletzt diente er als Stabsarzt bei dem nummehr Königlich (von Napoleons Gnaden) Württembergischen Militärkontingent in Schlesien, wo er sich „durch seine Fürsorge und Tätigkeit bei Verbindung von Verwundeten inmitten Gefechten“ besonders auszeichnete, wofür ihm als Anerkennung der *Königliche Zivilver-*

*dienstorden* zuteil wurde, der mit dem *Personaladel* verbunden war. Zeit seines Lebens hieß er jetzt Johann Friedrich *von Flander*.

Mit Decret vom 12. Dezember 1807 wurde der Stabsarzt von Flander zum ersten Physikus in *Ludwigsburg* ernannt mit dem Titel „Hofmedicus“. Zu seinen Aufgaben zählte auch die Besorgung des Ludwigsburger Zuchthauses.

Zweiter Physikus war damals Dr. Mörike, der Vater des Dichters Eduard Mörike. Welch eine Diskrepanz in der Herkunft dieser beiden Kollegen! Mörikes Vater hatte eine Tochter des herzoglichen Leibarztes Julius Breyer zur Frau genommen und genoß als Hofmedicus hohes Ansehen. Karl Friedrich Mörike (\*23. 9. 1763) hatte dem väterlichen Willen gemäß zuerst Theologie studiert und die philisophische Doktorprüfung bestanden. Nach dem Tode seines Vaters war er seinen eigentlichen Neigungen gefolgt und hatte auf der Hohen Karlsschule, später auf ausgedehnten Reisen bei vielen Berühmtheiten der Zeit die Arzneikunde studiert und ließ sich 1790 als *medicinae practicus* in seiner Vaterstadt Ludwigsburg nieder. (Schwäbische Lebensbilder, Band VI, Kohlhammer Stuttgart 1957, Herbert Meyer „Eduard Mörike“). Wie hatte Flander sich dagegen durchkämpfen müssen!

Im Mai 1808 verheiratet sich Flander mit *Elisabethe Christiane*, Tochter des Dekans Johann Christian Meyer in Schorndorf; vermutlich hatte er sie während seiner Praktikumszeit dort kennengelernt. Sie gebar ihm drei Kinder, von denen das erste, ein Mädchen, mit dreieinhalb Jahren starb. Diese erste Frau verlor er am 3. Juni 1812.

Am 7. Februar 1813 wurde die blutjunge *Louise Friederike Christiane Scheuerlen* seine zweite Frau. Sie war am 6. März 1796 in Bissingen/Enz geboren als Tochter des Holzfaktors Gottlieb Friedrich Scheuerlen. 21 Jahre jünger als

Flander war sie noch nicht einmal geboren, als er in Bissingen die Geschäfte des Herrn Ochs versah.

Bei der Medicinalorganisation im Jahr 1814 wurde von Flander zum Oberamtsarzt für den Stadtbezirk Ludwigsburg und bei dem Zucht- und Waisenhaus ernannt, Dr. Mörike aber zum Landvogteiarzt an der Enz und zum Oberamtsarzt in Ludwigsburg. Mörike begann zu dieser Zeit bereits zu kränkeln. Als er im September 1817 starb, hatte er ein fast dreijähriges Leiden hinter sich. Flander hatte ihn in dieser Zeit sicher häufig vertreten. Es ist deshalb verständlich, daß er – unermüdlicher Schaffer, der er war – anlässlich Mörikes Tod um die Übertragung der oberamtsärztlichen Funktionen in den Amtsorten bat. Die Stelle erhielt jedoch Dr. Bischoff. Dieser starb 1823. Dr. Uhland folgte.

Nach dessen Tod wurden die beiden Stellen vereint, aufgrund allgemeiner Reform- und Personalsparmaßnahmen. Flander war nun alleiniger Amtsmedicus in Ludwigsburg. Doch er bewarb sich erneut „im Gefühl seines Vermögens und seiner Leistungsfähigkeit geneigt, die Arztstelle auch für die Amtsorte zu übernehmen, zumal er an seinem in Tübingen die Medizin mit gutem Erfolg studierenden und nächstens absolvierenden Sohn eine Stütze zu erhalten hoffen dürfe.“ – Er wurde wieder abgelehnt. Es scheint, daß man ihn im „Medicinalkolleg“ ein für alle Mal nicht leiden konnte, oder gab es immer noch „Hochstetterische“ Einflüsse? Man rechnete aus, daß Flander, wenn beide Amtsmedicusgehälter auf eine Person vereinigt würden und das Gehalt des Arbeitshausarztes dazu kam, 1380 fl. 40 verdienen würde und verlangte augenblicklich Revision – als ersten Schritt zweigte man sofort die Strafanstalt ab.

Notgedrungen bezahlte man Flander dann 400 Gulden jährlich, Oberamtsarzt wurde jedoch Dr. Haering mit 265 fl. Besoldung. Bis

Dr. von Flander  
 wird zum  
 „Oberamtsarzt für  
 den ganzen Ober-  
 amtsbezirk Ludwigs-  
 burg“ ernannt,  
 Dr. Hoering wird  
 sein Assistent.  
 Vorlage:  
 Staatsarchiv  
 Ludwigsburg  
 (E 162 I Bü 410)

Ludwigsburg am 27. Junij 1835

17.5.5.43.

**Note**

der k. Regierung  
 für den  
**Nekar-Kreis**

an k. k. Medizinal-Collegium  
 in Nürnberg.

beinhaltend  
 die Befehl des Oberamts-Physici Dr. v. Flander  
 die Befehl des Oberamts-Physici Dr. v. Flander  
 Dr. Hoering zu Ludwigsburg.

Dact.  
 20. 83  
 111.

Dem k. Medizinal-Collegium erwidere  
 demnach demnach dem k. Medizinal-  
 Collegium die Mittheilung gezeichnet für  
 unter welcher nach dem Bescheidungen Seine  
 Königl. Majestät die k. k. Medizinal-  
 Hochschule in Wien für den ganzen Ober-  
 amtsbezirk Ludwigsburg dem k. k.  
 Physici Dr. von Flander übertragen und der k. k. Medizinal-  
 Collegium die Befehl des Oberamts-Physici  
 Dr. v. Flander zu Ludwigsburg zu  
 Befehl des Oberamts-Physici Dr. v. Flander  
 erwidere ist.  
 Was mir davon Befehl beifolgt,  
 ist demnach dem k. k. Medizinal-  
 Collegium die Mittheilung gezeichnet  
 Befehl des Oberamts-Physici Dr. v. Flander  
 zu stellen 1. Commune-Gebalt von  
 400 f. 2. der Regiments-Verwaltung,  
 Commune von 10 f. und der k. k. Medizinal-  
 Collegium die Befehl des Oberamts-Physici  
 Dr. v. Flander zu Ludwigsburg

M. M. C. d. Jul. 25.  
 1114

1114

Capten v. Flander, der k. k. Physici Dr. v.  
 Flander, dem k. k. Medizinal-  
 Collegium die Befehl des Oberamts-Physici  
 Dr. v. Flander zu Ludwigsburg zu  
 Befehl des Oberamts-Physici Dr. v. Flander  
 zu Ludwigsburg

L. Flander.

Flander



Ludwigsburger  
Marktplatz,  
Stich der Gebr. Wolff  
von 1830  
(Original im  
Städt. Museum  
Ludwigsburg).

Das Eckhaus, in dem  
sich heute ein  
Korbwarengeschäft  
befindet, gehörte  
J. F. Flander.



schließlich – wohl wie ein Blitz aus heiterem Himmel – am 25. 6. 1835 von höchster Stelle in Stuttgart der Erlaß kam, daß Hofmedicus von Flander gegen Abtretung des Gehaltsteils von 20 fl., Schreibmaterial-Anteil von 10 fl. und der Pferderation, welche von der Amtspflege zu bestreiten sind, Amtsarzt für den ganzen Oberamtsbezirk Ludwigsburg wird und Dr. Hoering sein Assistent! Und zu diesem Amtsbezirk zählte ja auch Markgröningen. Zu seinen Aufgaben gehörte nun neben den Oberamtsärztlichen Geschäften auch die „Verprüfung“ der Hebammen der Amtsorte, die Sammlung ihrer Geburtstabellen und die Revision der für die Amtsorte bestimmten Apotheker-Rechnungen.

Vollständig war sein Glück jedoch sicher nicht, denn seine junge Frau war ihm bereits am 5. Juni 1827 im Kindbett gestorben; der Säugling folgte ihr fünf Tage später. Schon vorher hat er drei Kinder aus dieser Ehe begraben müssen, von denen keines das erste Lebensjahr vollendet hatte. Für ihn als Arzt muß dies besonders bitter gewesen sein. – Eine Verwandte namens Zillhardt versah ihm fortan seinen Haushalt in dem stattlichen Eckhaus am Ludwigsburger Marktplatz.

1837 wurden ihm vom Königlichen Strafanstalten Collegium seine Pensionsansprüche streitig gemacht, die Zeit zwischen 1799 und 1807 wollte man ihm nicht anrechnen. Flander

19

Herrn. Raths.  
Oberamt Ludwigsburg.  
Ludwigsburg  
Königliche Medicinal-  
Collegium  
über das Ableben des Oberamts.  
Raths D. v. Flander des  
Ludwigsburger am 10. Jul. 1841.

in Ruhe  
am 10. Jul.  
1841

Joseph Friedrich von Flander,  
Oberamt Ludwigsburg, ist  
nachweislich verschieden, des  
Landes Medicin, Raths D. v.  
v. d. Handlung, Raths, geboren  
zu Maschleben in dem Jahr  
1745, an demselben Ort  
sein, der Raths, Raths von M.  
Flander und seiner Ehefrau ist  
schon seit 1/2 Jahr nicht  
mehr gesehen worden  
3. Tagen befallen, so, wie  
gen.  
Flander war in der Lage,  
Herr D. v. Flander  
Oberamt Ludwigsburg,  
Flander.

M. m. C. m. Jul. 41.  
1830.

setzt sich in einem Brief an die Königliche Ma-  
jestät – zwar in tiefster Ehrfurcht ersterbend,  
aber doch sehr entschieden zur Wehr.

Am 10. Juli 1841 – 66jährig – starb Johann  
Friedrich Flander an einem „nervesen Fieber,  
das ihn vor acht Tagen befallen hat“, wie der  
Oberamtman Hörner an das Königliche Medi-  
cinal-Collegium berichtete. In einer anderen  
Quelle heißt die Diagnose „Ruhr“.

Flander war bei seinem Tod ein reicher Mann;  
ein dicker Paken Teilungsakten im Ludwigs-  
burger Stadtarchiv gibt einen genauen Einblick  
in sein Vermögen. Allein die darin aufgeführte  
große Zahl vorwiegend medizinischer Bücher  
wäre eine Studie wert. Sein Haus wurde für  
6000 fl. an Professor Binder verkauft.

Oberamtman  
Hörner meldet das  
Ableben Flanders.  
Vorlage:  
Staatsarchiv  
Ludwigsburg  
(E 162 I Bü 410)

Flanders  
Unterschrift unter  
dem Brief an die  
Königliche Majestät.

allwunderschönste...  
Joseph Friedrich  
Flander hat medicus  
Oberamts Raths D. v. Flander  
des R. Civil Medicinal-  
Ordens

## Die Nachkommen

Flanders ältesten Sohn Albert Friedrich (\*1811) führte sein Weg wieder nach Markgröningen zurück. Er war hier von 1843 bis 1858 Apotheker und heiratete am 27. 10. 1840 die hiesige Bäckerstochter Louise Friedrike Geiger. 1874 ging die Familie nach Tübingen. Albert starb in Berlin-Schöneberg am 10. 5. 1885, seine einzige Tochter Clara war dort mit dem Verlagsbuchhändler Bahr verheiratet.

Der zweite Sohn – Christian Hermann (\*1812) wurde Arzt in Kupferzell. Nach seinem Tod ging seine Frau mit dem einzigen Sohn nach Amerika.

Von den Söhnen aus zweiter Ehe wurde Johann Karl Eduard (\*1820) Landwirt in Weisach, sein Sohn Karl war später Oberförster in Neuffen.

Gottlob Friedrich Otto (\*1821) wurde Kaufmann, später Privatier, heiratete Louise Mathilde Schmidt und blieb in Ludwigsburg. Die Tochter Anna heiratete den Oberst von Bilfinger.

Die einzige Tochter Christiane Charlotte Sophie, genannt „Nanele“ (1824–1912) heiratete den Oberamtsarzt Dr. Finckh in Urach. Einer Tochter aus dieser Ehe verdanken wir die Abschrift der Flanderschen Lebensgeschichte und einem Sohn weitere genealogische Forschungen. Das Original wurde nach 1925 dem „Heimatmuseum Stuttgart“ unter Leitung eines „Präsidenten Scholl“ übergeben, ist in Stuttgart aber heute leider nicht mehr aufzufinden.

Ein Urenkel des „Nanele“, Herr Ernst Haux in Heidenheim, hat freundlicherweise dem Archiv der Stadt eine Kopie übereignet. An dieser Stelle sei ihm herzlich dafür gedankt.

Herr Wilhelm Bertz aus Traunstein fertigte die Pinselzeichnungen, Herr Horst Müller, Hemmingen, fotografierte die alten Handschriften und Herr Martin Leiberich, Markgröningen, besorgte die übrige graphische Gestaltung. Herzlichen Dank allen für ihre Mitarbeit!

*Hilde Fendrich*